

**LITERATURWISSENSCHAFT
UND BERUFSWELT**

innsbrucker
vergleichende
literaturwissenschaft (hg.)

i.vau.el*

* innsbrucker vergleichende literaturwissenschaft

WINTERSEMESTER 2011/12
PRAKTIKUM

GRAFIK / FOTOGRAFIEN
STEFANIE BLASY

VORWORT
MARTIN SEXL

Im Wintersemester 2011/12 führte ich an der Vergleichenden Literaturwissenschaft Innsbruck gemeinsam mit einer Gruppe von ungefähr einem Dutzend Studierenden eine praxisbezogene Lehrveranstaltung durch mit dem Ziel, die Studierenden literaturwissenschaftlicher Fächer mit Unternehmer/inne/n und Führungspersönlichkeiten aus der Berufswelt in Kontakt zu bringen. Dies geschah in zwei Etappen: (1) In einem ersten Schritt wurden mit den besagten Personen Interviews geführt, (2) in einem zweiten Schritt wurden an drei Abenden jeweils zwei der Interviewten zu einem Gesprächsabend eingeladen. Unternehmer/innen und Führungspersönlichkeiten konnten in diesen Interviews und Gesprächen schildern, was Studierende aus ihrer Sicht mitbringen sollten, um in der Arbeitswelt gut Fuß fassen zu können, die Studierenden erläuterten ihrerseits, welche geisteswissenschaftlichen skills, die für eine

Organisation oder ein Unternehmen attraktiv sind, sie in eine Institution bzw. ein Unternehmen einbringen können.

In der Vorbereitung haben die Studierenden einen Leitfaden für Interviews zusammengestellt, die Interviews geführt und auch die Gesprächsabende vorbereitet.

Interviews wurden geführt mit:

KONRAD EGGER	Personalchef der Fima Burton
GEORG HASIBEDER	Programmchef des Haymon Verlages
MARKUS HATZER	Verleger von Studienverlag und Haymon Verlag
EKKEHARD HEY-EHRL	Buchhändler in der Buchhandlung Wiederin
ANITA MOSER	Kulturmanagerin, Geschäftsführerin der TKI – Tiroler Kulturinitiativen
ANDREAS RAUCH	Geschäftsführer/Gesellschafter der Anton Rauch GmbH (Rauchmühle)
BERNHARD SCHWEIGER	Organisations- und Managemententwickler, Psychotherapeut
ULRIKE SCHWEIGER	Chefin vom Dienst beim ORF Tirol
THOMAS WIEDERIN	Buchhändler in der Buchhandlung Wiederin

Herr Egger, wenn Sie sich bitte vorstellen wollen: Seit wann arbeiten Sie bei Burton? Was für eine Ausbildung haben Sie absolviert? Studium?

Ich bin seit 3 Jahren bei Burton, bin im Human Resource Management insgesamt seit 10 Jahren tätig. Ich habe ursprünglich die Handelsakademie absolviert, habe eine Ausbildung eigentlich im Finanzbereich, sprich Buchhalter, Finanzbuchhalter, Controller, und habe dann berufsbegleitend am MCI studiert – das Studium »Wirtschaft und Management« mit Vertiefung Personal- und Organisationsentwicklung. Ich wollte dann gegen Ende des Studiums unbedingt in den Personalbereich wechseln, habe das dann auch geschafft und war anschließend über 8 Jahre in einem großen Unternehmen der Holzindustrie tätig, und bin jetzt vor 2 ½ Jahren zu Burton gewechselt, weil ich einmal etwas anderes sehen wollte.

Haben Sie sich also in ihrem Studium bereits die Voraussetzungen/Fähigkeiten für den Job erarbeitet?

Ja, kann man sagen. Also, ich habe berufsbegleitend studiert, das heißt, ich habe damals schon auf sehr viel Berufsjahre zurückgeblickt, und habe natürlich von daher sehr viel Studienkollegen gehabt, die eine ähnliche Laufbahn gehabt haben, und dann eben der Schwerpunkt Personal und Organisationsentwicklung, das hat für mich sehr gut als Weiterentwicklung meiner bisherigen Ausbildung gepasst – und war schon ziemlich spezifisch, aber auch durchaus allgemein sehr wichtig für meinen Job damals.

Wie kommen Sie in der Folge zu diesem Job? Bzw. in welcher Position haben sie bei Burton angefangen? War sie ausgeschrieben?

Ja, die Position war ausgeschrieben, ich habe sie aber damals nicht gesehen, mich hat dann ein Freund darauf aufmerksam gemacht, und ich bin dann eigentlich am Schluss vom Bewerbungsverfahren noch eingestiegen sozusagen, und bin dann als Sieger hervorgegangen. *(Lachen)*

Was muss ein Personalchef bei Burton alles können? Wie sieht ein normaler Arbeitsalltag aus?

Burton in Europa ist ja nicht so groß, wir haben hier ungefähr 120 Mitarbeiter, es gibt da so eine Schlüsselzahl, wie viele Mitarbeiter auf einen Personaler fallen, und das sind so in etwa zwischen 100 und 150, das heißt es gibt bei Burton nur einen Personaler, der bin ich, ich mache also von A bis Z im Personalbereich alles, von Einstellungen über die notwendigen Verträge, bis zu Gehaltsabrechnung vorbereiten, über die Organisation der Aus- und Weiterbildung, ich bin Mitglied im Management Team, das heißt, ich bin sehr nahe dran bei allen Entscheidungen, ich weiß, was läuft, was vorbereitet werden muss, und kümmerge mich schwerpunktmäßig natürlich einerseits um das Operative, andererseits aber auch um die strategische Ausrichtung im Personalbereich jetzt vor allem, und dass die richtigen Leute an der richtigen Stelle sitzen, und entsprechend weiter gefördert und entwickelt werden.

Das hört sich ja schon sehr vernetzt an, also man hat nicht einen statischen Bereich, sondern man ist quasi dann in sehr vielen Bereichen mit seinen Kollegen tätig sozusagen?

Ja genau. Es ist ja so, dass ein Personaler immer vernetzt sein muss, immer wenn Leute eingestellt werden, dann muss entsprechend ein Manager dabei sein, der zuständig ist dann für die Stelle, die da besetzt werden soll –

KONRAD EGGER

insofern erfolgt diese Arbeit also immer gemeinsam, natürlich wird der ganze Prozess von mir begleitet und vorbereitet, aber die letztendliche Entscheidung ist dann eine gemeinsame.

Was macht Ihnen am meisten Spaß bei ihrer Arbeit?

Man muss die Menschen mögen und das macht mir sehr viel Spaß, der Umgang mit den Leuten, die richtigen Leute finden, die Mitarbeiter, die da sind, entsprechend weiterentwickeln, eventuell zu fördern, in die Richtung, dass sie eine Karriere machen können, das macht mir besonders Spass. Die Leute zu fordern auch, also durchaus auch mit Systemen, mit Feedback-Systemen, und mit Review-Systemen, entsprechend die Leute so zu entwickeln, dass sie die Anforderungen erfüllen, so dass sie dann wieder für weitere Aufstiegschancen zu haben sind.

Bewerben sich die Leute auf schriftlichem Weg bei Ihnen?

(Lachen) Nein also ich hasse die schriftlichen Bewerbungen, die reinkommen, das ist viel mehr Arbeit, wir bekommen alles sonst elektronisch, wir bekommen viele Initiativbewerbungen über die Homepage rein, das wird alles elektronisch abgewickelt,

die die schriftlich reinkommen, und brauchbar sind, werden eingescannt und dann weiterbearbeitet.

Burton ist ja auch ein sehr beliebter Arbeitsplatz.

Ja genau, es wird ja auch nicht mehr lange dauern, wir werden demnächst einen Facebook-Auftritt machen, für Burton gibt's den natürlich schon, aber nicht speziell jetzt für den Personalbereich, aber auch das werden wir noch in die Wege leiten – ansonsten schauen wir natürlich drauf, das die Leute Snowboarder sind, was nicht in jeder Position Voraussetzung ist, aber die allermeisten sind natürlich Snowboarder.

Man sollte ja auch den Lebensstil führen. Das bringt mich schon zur nächsten Frage, gehen sie selber viel Snowboarden? Ich habe ja gerade erfahren [durch einen bei Burton beschäftigten Freund], dass sie selber erst relativ spät zum Snowboarden gekommen sind.

Ja genau, ich habe erst begonnen, als ich zu Burton gekommen bin, ich war vorher immer Skifahrer. Ich hab das dann gelernt, und bin dabeigeblichen, und immer, wenn ich jetzt auf dem Lift unterwegs bin, fahre ich mit dem Snowboard, und ansonsten gehe ich nach wie vor sehr gerne auf Skitouren.

Haben Sie ein Lieblingsbuch?
Oder lesen Sie gerade eines?

Also, ein Lieblingsbuch habe ich in dem Sinne nicht, ich lese im Moment permanent englische Bücher, weil ich mich eben im Englischen ein bisschen fit machen muss, und lese momentan ein Buch von ... (*überlegt*) ... der Titel ist mir gerade entfallen, auf jeden Fall ist es ein ziemlicher Wälzer, ah ja, Shantaram heißt es, und ist ein autobiographisches Werk, wo der Autor beschreibt wie er notgedrungen nach Indien geflüchtet ist, von Australien nach Indien, weil er in Australien im Gefängnis gesessen ist, ist dann dort ausgebrochen, und hat dann in Indien ein neues Leben begonnen – spannende Sache.

Nun zum eher Firmenspezifischen – Was für Jobs gibt es bei Burton? Wie kommt man dazu? Was muss man können?

Das hängt natürlich von der Position ab, für jede Position gibt es natürlich eine Stellenbeschreibung, es gibt ein Anforderungsprofil, man schaut sich da an, was die Bewerber erfüllen und was nicht, letztendlich ist es ein Abwägen. Dass ein Bewerber alle Anforderungen erfüllt, ja das kommt relativ häufig vor, in Entry-Level Positionen, wie dem Dealer-Service, wo die Leute herkommen mit einem Studium

meistens, Fremdsprachenkenntnissen, in 3 oder 4 Sprachen oft – Fremdsprachen sind eine ganz wichtige Sache bei uns, also unsere Sprache ist sozusagen Englisch hier, die Unternehmenssprache – wir haben cirka 10 verschiedene Nationalitäten hier, die ganz Europa betreuen müssen, Englisch können alle, die meisten können noch eine zweite oder dritte Fremdsprache, oder zumindest relativ viele.

Also präferieren Sie sozusagen studierte Mitarbeiter – nehmen Sie eher einen Lehrling, einen Fachhochschulabsolventen oder einen Universitätsabsolventen auf? Warum?

Nein also Lehrlinge nehmen wir ganz wenige, wir haben einen im Medienbereich, ansonsten haben wir überhaupt keine Lehrlinge – wir nehmen natürlich gerne Akademiker, wenn sie sich bewerben, und wir kriegen sehr, sehr viel Bewerbungen, viel mit Bachelor-Abschluss beispielsweise im Sportbereich, da könnten wir, glaube ich, jeden Monat 5 Leute einstellen, so viele bewerben sich da immer, und natürlich haben wir auch Studenten aus dem Bereich Sprachwissenschaften, Übersetzer-Studium, quer durch die Palette, relativ viele, die einen Bachelor in einem wirtschaftlichen Fach haben, am meisten Bewerbungen bekommen wir immer für Marketing und PR.

Haben Sie die Werbung also direkt im Haus? Alles wird quasi hier für Europa gemacht?

Ja wir arbeiten natürlich sehr eng mit Amerika zusammen, aber wir haben hier über 10 Leute im Marketing.

Also gibt es da keine externen Firmen, die da mitarbeiten?

Doch doch, es gibt natürlich für ganz Europa Büros, die PR Büros, die für uns dann im jeweiligen Land die Medienschaltungen vornehmen und so weiter – aber mit denen wird sehr eng zusammengearbeitet.

Sie haben ja gesagt, es sind so ca. 120 Mitarbeiter bei Burton, wissen Sie zufällig, ob da jemand darunter ist, der ein geisteswissenschaftliches Studium, also abgesehen von Sprachwissenschaften gemacht hat? Germanistik oder etwas in diese Richtung?

Ja, also eine weiß ich da ganz sicher, die ein Lehramtsstudium hat, nein, das sind sogar mehrere. Ich glaube so 3 oder 4 dürften hier tätig sein, die ein Lehramtsstudium haben, ansonsten kann ich das jetzt nicht auswendig sagen.

Komparatisten vielleicht ...?

Na, also Komparatist ist mir jetzt

noch keiner untergekommen.

Naja da gibt es ja auch sehr wenige davon (*beide lachen*). Burton als Lifestyle-Marke hat ein starkes Interesse an jungem Auftreten. Spiegelt sich das bei den Mitarbeitern wider? Es sind ja sehr viele junge Leute hier beschäftigt.

Wir haben ein Durchschnittsalter von knapp 30 Jahren, also so jung sind wir also nicht mehr wie noch vor 10 Jahren wahrscheinlich, aber natürlich, der Großteil der Leute ist so zwischen 20 und 30 Jahren. Es gibt aber auch welche, der Geschäftsführer zum Beispiel, der wird nächstes Jahr 60, und es gibt auch 50jährige.

Aber sind alle noch fit beim Snowboarden dabei?

Ja, ja.

Also muss man sozusagen Snowboarden können, um nicht gemobbt zu werden in der Firma?

Ähm, naja gemobbt wird man nicht, aber a bissl was gefallen lassen muss man sich schon wenn man nicht snowboardet. (*Lachen*)

Ich habe auf Ihrer Homepage entdeckt, dass sowohl national als auch

international Fitnessinitiativen unterstützt werden und man sogar explizit aufgefordert wird, seinen Hund in die Arbeit mitzubringen. Warum? Unterstützt Burton betont Interessen seiner Mitarbeiter, die außerhalb der Firma liegen?

Ja genau, also es gibt ein Angebot, die Leute können gratis in ein Fitnessstudio gehen, wir haben da ein Fitnessstudio, wo wir eine gewisse Anzahl an Karten deponiert haben, wo die Mitarbeiter sich selber in eine Liste eintragen können, und das nehmen sicher im Schnitt um die 30 Mitarbeiter regelmäßig an, vor allem im Winter.

Man wird ja auch explizit aufgefordert, so oft als möglich snowboarden zu gehen.

Ja, das ist richtig, wir übernehmen auch den Großteil der Kosten für die Saison-Karte, und damit verbunden ist natürlich der Wunsch oder die Aufforderung, möglichst viel präsent zu sein in den Wintersportgebieten, natürlich mit Snowboard Ausrüstung von Burton.

Was macht ein »Brand-Manager«?

Also, ein Brand-Manager, wir haben da gerade eine Stelle ausgeschrieben für Gravis und Analog, in diesem Fall ist der Brand Manager zuständig sowohl

für Sales als auch für Marketing. Das heißt, das ist eine Geschäftseinheit, die eine bestimmte Marke, in dem Fall sind es 2 Marken, betrifft, wo die Gesamtzuständigkeit einfach die Betreuung der Verkaufsmannschaft in ganz Europa, das sind selbstständige Leute, selbstständige Handelsvertreter, die da gemanagt werden müssen, bis zu einem inneren Team natürlich, wo es auch um die Verwaltung geht – hauptsächlich geht's da aber um Sales und Marketing. Das ist sehr wirtschaftlich orientiert, kriegt wirtschaftliche Ziele, das heißt diese Marke/Brand wird in der Gewinn- und Verlustrechnung (G&V) wirtschaftlich gesehen auch ganz klar abgebildet – da weiß man, ob plus/minus etwas herauskommt, unterm Strich – der Manager ist halt zuständig für die Resultate sozusagen.

Internships? Was ist das? Kann man als Geisteswissenschaftler von einem Internship bei Burton profitieren? Bzw. Burton von einem Intern, der Geisteswissenschaften studiert (hat)?

Obwohl ich jetzt wenig weiß über euer Studium, aber ich denke im Marketing, überall dort, wo es um Sprache geht, überall dort, wo es um Kommunikation geht, denke ich, kann man schon etwas damit anfangen mit dieser Ausbildung, ich denke irgendwo im Marketing oder Öffentlichkeitsar-

beit, kann ich mir gut vorstellen.

Was sind »Chill/Non-Profit«-Jobs? Und wieso macht man sowas?

»Chill« ist die Non-Profit-Organisation von Burton, das heißt die hat Burton ins Leben gerufen, um benachteiligte Jugendliche zu fördern – außerhalb des Burton Wirtschaftsbetriebes. Das ist eine Organisation, die von Spenden lebt, wobei einen Großteil natürlich Burton beiträgt, aber auch andere Spender sind da eingeladen zu spenden, und die kümmert sich hauptsächlich darum, dass Jugendliche, die vielleicht straffällig geworden sind, die Drogenprobleme haben oder einfach auch nur die finanziellen Mittel nicht haben, um sich die Ausrüstung zu kaufen, oder regelmäßig snowboarden zu gehen, dass die auch die Chance haben, snowboarden zu lernen, mit der entsprechenden Ausrüstung – die werden dann eine Woche oder zwei Wochen kostenlos untergebracht irgendwo, versorgt mit der ganzen Ausrüstung – betreut natürlich, von Snowboardlehrern – und da gibt es dann sehr sehr positive Erlebnisse.

Wenn ich bei Burton arbeiten will, wie gehe ich vor? Was sind Ihre Empfehlungen, auch bezgl. eines Lebenslaufes/einer Bewerbung?

Ja, ganz normal, also schauen auf die

Homepage, ob es da Stellen gibt, die offen und interessant sind, dann natürlich den Lebenslauf vorbereiten, der relativ kurz und knackig sein soll – also was mir immer ganz wichtig ist, dass ein Motivationsschreiben dabei ist, also dass man von sich persönlich was mitteilt, dass man Aufmerksamkeit erregt – also für uns Personaler ist wichtig, möglichst schnell zu wissen, wie der Mensch tickt, was so dahintersteckt, damit man neugierig wird auf diesen Menschen. Wir bekommen, wie gesagt, hunderte von Bewerbungen, und diese 0815 – also außer man sucht jetzt irgendetwas ganz Spezielles – die sagt man da eher ab, und ansonsten, wenn jemand dabei ist, der Aufmerksamkeit erregt, wo man sich denkt, den möchte ich eigentlich kennenlernen, der könnte sehr gut reinpassen, den holt man sich auch rein, ohne das jetzt speziell etwas ausgeschrieben ist, einfach um Bewerber in Evidenz zu haben. Es geht da um die Ziele und so weiter – Aufmerksamkeit im positiven Sinne.

Welche Eigenschaften sind Ihrer Meinung nach heutzutage wichtig im Berufsleben? Stichwort: Social Skills?

Ja, Social Skills sind sicher wichtiger als die reinen Fachkompetenzen, das ist klar – Kommunikation ist wichtig, es ist der Umgang mit anderen Menschen und vor allem auch anderen Kulturen

sehr wichtig – Fremdsprachenkenntnisse sind sehr sehr wichtig – EDV-Kenntnisse natürlich auch, wobei Microsoft Pakete, wie Excel und Word oder Power Point, dann die Email-Geschichte, alles andere sind spezielle Geschichten, so wie SAP-Programme, des lernt man dann »on the job« sozusagen. Also flexibel muss man sein, was die Zeit anbelangt, grundsätzlich, sprachlich versiert, gute Kommunikationsfähigkeiten, gut vernetzt sein – und wenn man es sich wünschen kann, eine positive Attitude/Lebenseinstellung.

Wie lassen sich moderner Fun-Sport und Kultur/Literatur zusammenbringen? Geht das?

Mit Kultur lässt es sich sehr gut zusammenbringen, wenn man Kultur jetzt im weiteren Sinne mit Veranstaltungen, Konzerten paart, da passiert dann relativ viel – Burton ist ja auch bekannt dafür, dass überall dort, wo es irgendwelche Wettbewerbe gibt, da ist eine große Feier dann dabei, Musik wird natürlich gespielt, sehr moderne Musik, das ist ja der Lifestyle von Burton, dass da überall Burton vertreten ist auch – ansonsten bezogen auf Literatur, da tu ich mir jetzt ein bisschen schwer – also wenn man die ganzen Magazine da dazu tut, es gibt da ein paar spezielle Snowboardmagazine wo ja auch regelmäßig geschrieben wird darüber – natürlich

könnte man da, wenn man jemanden hätte, der sich da speziell darauf konzentrieren kann, in Magazinen Artikel zu schreiben, die vielleicht ein bisschen aus einer anderen Richtung mal kommen – wäre nicht uninteressant.

Also ist Burton eher darauf konzentriert »modernere« Kultur und Lifestyle zu fördern, und da die Flamme »am Laufen zu halten« sozusagen?

Ja genau, und also eben sogar auch was Neues zu machen. Von daher sind wir immer offen für neue Dinge und neue Ideen.

Gibt es Förderungen, Kulturinitiativen oder Ähnliches bei Burton? Förderungen von Diplomarbeiten oder so etwas?

Gibt es bis jetzt nicht, also wir fördern hin und wieder Diplomarbeiten, wenn wir Win-win-Situationen haben, also wenn wir jemanden gut gebrauchen können, der für uns eine Arbeit schreibt.

Was würden Sie Studierenden vermitteln wollen, wenn Sie einen Tag an der Universität unterrichten könnten?

Egal, welche Universität?

Völlig egal, was Sie weitergeben wollen sozusagen.

KONRAD EGGER

Ja also am liebsten würde ich darüber referieren, dass man seine Wünsche weiterverfolgt, und zwar sehr konsequent – dass man nicht große Opfer bringt, nur aus finanziellen Gründen, irgendetwas zu machen, was einen vielleicht nicht ausfüllt, sondern dass man durchaus einen langen Atem hat, das zu finden, das einen wirklich ausmacht, wo man sich entfalten kann, wo man mit Spaß dabei ist – Spaß und Arbeit verbunden ist immer idealer, als wenn es eine Last ist, das ist keine Frage – und außerdem können sich da die Kompetenzen am besten entwickeln, und die Menschen auch am besten entwickeln, und dann entsteht etwas Positives – also das zahlt sich aus da einen langen Atem zu haben, und auch durchaus zu sagen, nach ein paar Jahren, »nein das ist jetzt wirklich nicht das, was ich mir vorgestellt habe«, und etwas anderes zu probieren.

Also das können Sie jetzt quasi am eigenen Lebensweg ableiten?

Erstens der eigene Lebensweg – zweitens einfach auch, weil ich sehr viel damit zu tun habe, was Leute sich wünschen, was sie für Visionen haben, was sie für Ideen sie haben, wo es sie hinzieht, und dass es in letzter Konsequenz eben oft einmal sehr sehr lange dauert, bis die Leute dann das finden, was sie ausmacht – Also eben eher so »personal-entwicklungs-orientiert«.

Als Zusatzfrage, weil wir vorher darüber gesprochen haben, wie sehen Sie die Entwicklung vom Diplomstudium weg und hin zu den neuen Abschlüssen Bachelor/Master? Die internationale Standardisierung?

Also ich sehe das jetzt nicht negativ. Es ist natürlich so, dass die Bachelor-Abschlüsse, dass die vom Wert her sich irgendwo da ansiedeln, wo man HAK-Absolventen, oder aus irgendwelchen anderen berufsbildenden Schulen ansiedelt, vielleicht ein bisschen höher – es hat sich da jetzt also so eine mittlere Ebene eingezogen, die Qualifikation der Leute steigt ja immer höher mit den Jahren, muss man sagen, von daher wird es nicht lange dauern, da ist der Bachelor eine absolute Basisqualifikation – von daher finde ich es nicht negativ, es schadet überhaupt nicht 3 Jahre an der Uni zu verbringen und dann ins Berufsleben einzusteigen.

Ich sage Ihnen noch ein paar Stichworte und möchte Sie bitten, mit einem Wort bzw. ganz kurz zu antworten.

Facebook

Hype, immer noch.

Kann man halten davon, was man will, man kommt nicht daran vorbei, *nur* positiv oder negativ ist es sicher nicht.

Kapitalismus

Es ist hoch an der Zeit, das ganze einmal zu überdenken. Ist nicht der Weisheit letzter Schluss, wie die letzten Jahre in der Wirtschaft gezeigt haben.

Konkurrenz

Ist wichtig und förderlich. Die besten sollen bestehen können.

Kulturförderung

Wichtig und entscheidend.

Orchideenfächer

Wenn's nicht zu viele sind, sinnvoll – Man kann nicht immer nur Sinnvolles studieren (*Lachen*) und zielgerichtet studieren, also grundsätzlich muss es auch das geben.

Privatleben

Privatleben ist entscheidend im Bezug auf Ausgeglichenheit. Über lange Zeit ist es wichtig, dass beides funktioniert, sowohl Berufsleben wie auch Privatleben.

Protest

Wichtig. Gerade in der heutigen Zeit.

Subkultur

Subkultur verbinde ich momentan mit Zuwanderung und Parallelkulturen, die sich da bilden.

Thomas Tranströmer

Sagt mir gar nix.

Vergleichende Literaturwissenschaft

Ja, wie ich jetzt gehört habe, also ich hab's ja von der Bezeichnung her schon öfters gehört, verbinde ich das jetzt mit einem Studium, wo man sich mit verschiedenen Literaturrechtungen verschiedener Zeit, Epochen und so weiter auseinandersetzt – spannend.

Shaun White

Ja, den muss ich natürlich kennen. Ein Aushängeschild bei Burton.

Monoski

Ähm, also denk ich nicht, dass das jetzt wahnsinnig populär ist.

Keine Gefahr für Burton also?

Kann ich mir nicht vorstellen, dass da ein größerer Run drauf kommt.

Ort: Herr Eggers Büro – Burton

Zentrale, Haller Straße, Innsbruck

Datum/Zeit: 4. Dezember 2011, 14:00 Uhr

Das Interview führte ROMAN DENKMAYR.

Das Interview teilt sich in vier Blöcke. Der erste Block beinhaltet Näheres zur Person, der zweite zur Organisationsform, der dritte geht speziell auf die Ausbildung ein und der vierte Teil ist ein kleiner »Word-Rap«. Das Erste, was wir gerne wissen würden, wäre, wie man deinen momentanen Beruf eigentlich bezeichnet.

(Lacht) Das ist eine interessante Frage. Ich würde es als »Kulturarbeiterin« umreißen. Soll es genauer sein? Also eigentlich gibt es keine konkrete Bezeichnung. *(Lachen)* »Kulturarbeiterin« an der Schnittstelle von Beratung, Organisation, Recherche, Fortbildungsarbeit und Lobbying.

Wie bist du zu dieser Anstellung gekommen?

Ich hab die Arbeit der TKI schon länger beobachtet und sehr interes-

sant gefunden. Durch Zufall habe ich mitbekommen, dass jemand gesucht wird, und ich habe mich beworben. Es hat länger gedauert, ein paar Monate, bis eine Entscheidung gefallen ist. Die Auswahl aus den Bewerbungen ist nicht leicht gefallen und es hat Unklarheiten gegeben, ob die Stelle sofort, wie ausgeschrieben, mit 20 Stunden besetzt werden soll oder erst später.

Welche Ausbildung hast du dafür absolviert bzw. kann man dafür überhaupt eine spezielle Ausbildung absolvieren?

Nein. Ich glaube, es war die Berufserfahrung, die ich schon mitgebracht habe, die sehr wichtig war, und mein grundlegendes Interesse an diesem Feld. Das Studium der Komparatistik war auf jeden Fall hilfreich für mich – auch der Schwerpunkt »Kulturmanagement & Geisteswissenschaften«, den ich damals gewählt habe. Wir sind derzeit zu dritt im Büro und kommen alle aus sehr unterschiedlichen Feldern. Eine Kollegin ist Kunsthistorikerin und die andere Kollegin kommt von der Architektur. Insofern ist eine bestimmte Ausbildung keine Voraussetzung um hier zu arbeiten.

Aber das Komparatistikstudium war hilfreich?

Ja, auf jeden Fall.

Warum hast du dich für dieses Studium entschieden?

(Lacht) Ich bin durch Zufall dazu gekommen. Ich hatte schon die Handelsschule absolviert und anschließend in der Landesregierung gearbeitet, in der Administration. Ich war nicht sehr glücklich und habe dann die Abend-schule am Adolf Pichler Platz besucht. Ich hab mir gedacht, ich will beruflich noch ein bisschen mehr vom Leben. Nach der Abendschule sind wir immer ins Café gegangen und haben Stunden »nachbesprochen«. Einmal haben wir uns ausführlich über Artaud und das »Absurde Theater« unterhalten und am Nebentisch ist jemand gesessen, der das mitgehört hat, und der hat mich dann angesprochen und gesagt: »Du, für dich hätte ich ein super Studium: Vergleichende Literaturwissenschaft.« Ich habe das zum ersten Mal gehört und mich länger mit ihm unterhalten – und später hab ich es studiert. Literatur hat mich immer sehr interessiert, ich hätte sonst Germanistik gemacht, wahrscheinlich, hatte aber schon meine Zweifel, weil ich dachte, dass es in dem Studium einiges gibt, das mich nicht besonders interessiert, ich aber irgendwie mitmachen müsste.

Hast du dann schon während deines

Studiums gewusst, in welchem Bereich das Erlernte später angewandt werden soll? Oder war das völlig offen?

Nein, ich habe schon immer gewusst, dass ich im Kulturbereich arbeiten will. Das schon, aber mehr nicht.

Du hast einen Praxisschwerpunkt erwähnt. Welche Erfahrungen hast du während deines Studiums schon sammeln können? Waren das hauptsächlich theoretische Erfahrungen oder ganz konkret praktische?

Theoretische, aber auch praktische. Was ich als sehr hilfreich empfunden habe, war, dass wir zum Beispiel Kultur-einrichtungen aufsuchen mussten, um dort Interviews zu führen. Wir haben uns damals mit dem Verein »Utopia« beschäftigt, haben uns angeschaut, wie dort Marketing gemacht wird und auch ausführliche Gespräche geführt. Das hat alles zusammengehört. Diese Dinge habe ich als sehr hilfreich empfunden, weil ich Leute kennengelernt habe und weil ich zumindest einen minimalen Einblick in die Arbeitsweise der Einrichtung bekommen habe. Diese Form der Praxis war sehr hilfreich.

Wie hat sich das dann nach dem Abschluss des Studiums gestaltet? Bist du direkt zur TKI oder hat es da noch andere Anlaufstellen gegeben?

Ich habe gleich nach dem Studium auf der Uni gearbeitet, im »Akademiker-training«, was es meines Wissens jetzt nicht mehr gibt. Ich habe im Büro von Klaus Zerinschek gearbeitet und neben verschiedenen allgemeinen Tätigkeiten für das Institut mit ihm zusammen eine Exkursion vorbereitet, für einen Text recherchiert, einen Text verfasst ... Später habe ich Deutsch als Fremdsprache unterrichtet, da hatte ich Fortbildungen gemacht. Ich habe während des Studiums immer bei verschiedenen Projekten mitgearbeitet, beispielsweise beim Architekturforum (heutiges aut. architektur und tirol) oder bei »Transit«. Das war ein Verein für Radiokunst, den es damals in Innsbruck gab. Erst 2000 habe ich begonnen bei den »Klangspuren« zu arbeiten. Das heißt, es gab zwei, drei Jahre nach dem Studium, in denen ich viel gemacht habe, also in unterschiedlichsten Projekten gearbeitet habe, die vom Beschäftigungsverhältnis her aber sehr prekär waren. Und dann hab ich 2000 bei den »Klangspuren« angefangen und bis Ende 2006 dort gearbeitet. 2009 habe ich bei der TKI begonnen. Dazwischen habe ich unterrichtet, in verschiedenen Projekten gearbeitet und meine Dissertation geschrieben.

Also würdest du die Ausbildung auf jeden Fall wiederholen?

Ja. Auf jeden Fall.

Eine spannende Frage, die uns noch sehr interessiert hat, war – da du dich viel mit Kultur und Kunst beschäftigst – ob du als Privatperson überhaupt noch Interesse und Gefallen an Kultur und Kunst findest?

Gute Frage. Ich hatte Phasen, in denen ich privat gar nichts mehr in dem Bereich gemacht habe, außer Kino. Kino geht immer. Seit ich nicht mehr bei den »Klangspuren« arbeite, gehe ich dort in sehr viele Konzerte; ich gehe überhaupt wieder mehr in Musikveranstaltungen. Ich finde es manchmal schwierig, mich mit dem Bereich, in dem ich arbeite, auch noch in der Freizeit zu beschäftigen. Weil ich dann das Gefühl habe, alles ist nur mehr Arbeit. Im Moment ist es eher mit der freien Szene so, dass ich dieses Gefühl habe. Privat bin ich da dann recht zurückhaltend, weil es immer auch auf eine Art beruflich wird, wenn du die Leute triffst.

Welche Bereiche sind es dann, die dich am meisten interessieren in der künstlerischen Richtung? Kino?

Genau, Kino, Musik, zeitgenössische Musik, ich mag aber auch gerne klassische Musik, ich gehe auch ab und zu in die PMK, nicht regelmäßig, manchmal in Ausstellungen. In Büchsenhausen bin ich immer wieder, ein wenig Theater. Eigentlich bin ich in allen die-

sen Bereichen irgendwie zu Hause.

Dann hätte uns ganz speziell die Organisation TKI interessiert. Wie versteht sich die TKI, was ist das für eine Organisationsform?

Wir sind der Dachverband der freien Tiroler Kulturinitiativen, d.h. wir haben Mitglieder aus ganz Tirol und sind Interessensvertretung für diese Mitglieder. Derzeit sind es 107. Organisiert sind wir als Verein, in dem es einen Vorstand gibt, der aus 6 Personen besteht, und hier, in diesem Büro, sind wir zu dritt. Eine Kollegin und ich teilen uns die Geschäftsführung mit jeweils cirka 22 Arbeitsstunden. Und dann haben wir noch eine Mitarbeiterin, die geringfügig beschäftigt und vor allem in der Administration tätig ist.

Und seit wann gibt es die TKI?

Seit 1989.

Wie finanziert sie sich?

Wir sind ein gemeinnütziger Verein und werden vom Land Tirol finanziert und von der Stadt Innsbruck; und es gibt 2 Sponsoren.

Die Ziele hast du genannt, die da wären: Interessensvertretung, Lobbying. Wie kann man sich das vorstellen?

ANITA MOSER

Kommen die Vereine hier her, melden sich als Verein an und können dann was für Serviceleistungen erwarten? Wie sieht diese Lobbyingarbeit aus?

Wir machen einerseits Beratungen für alle Kulturschaffenden, Mitglieder und Nicht-Mitglieder, die zu uns kommen oder uns anrufen. Meistens sind das ganz konkrete Fragen, die die Leute haben, also, dass sie beispielsweise Probleme mit der Subventionsabrechnung haben, oder dass sie Förderungen brauchen und nicht wissen, wie sie ansuchen sollen, oder es gibt spezielle Themen, wie die Ausländerabzugssteuer oder die Werbeabgabe. Sie kommen mit den Fragen zu uns, wir versuchen so weit es geht, diese selber zu beantworten und zu klären. Aber wir arbeiten auch eng mit einem Rechtsanwalt und mit einer Steuerberaterin zusammen, d.h. es ist sehr oft so, dass wir an diese die Fragen weitergeben, dass sie sie bearbeiten und wir mit ihnen und den Kulturschaffenden gemeinsame Termine ausmachen. So eine ausführliche Erstberatung ist ein Angebot, das es für Mitglieder kostenlos gibt. Aus diesen Beratungen ergeben sich auch Themen und Probleme, die wir in unserer Lobbyingarbeit berücksichtigen. Wir recherchieren laufend zu bestimmten Fragen, also aktuell haben wir z.B. die Situation für Kunst im öffentlichen Raum in Innsbruck recherchiert. Welche Plätze kann man

benützen, wie ist das Prozedere, welche Gebühren fallen an? Wir verfassen Texte dazu, die auf unserer Website online gestellt werden. Das ist dieser große Bereich, der sich direkt an die Kunst- und Kulturschaffenden richtet, sich aber mit der politischen Arbeit, der Lobbyingarbeit überschneidet. Presseaussendungen oder Aktionen zu bestimmten Themen werden mit dem Vorstand gemeinsam überlegt und konzipiert. Es werden auch laufend Gesprächstermine mit dem Land Tirol und der Stadt Innsbruck wahrgenommen. Die TKI ist auch Mitglied der »Bættlegroup for Art«, die Interessensvertretungen und Zusammenschlüsse im Kulturbereich in Innsbruck vereint und versucht, in Zusammenarbeit mit der Stadt Innsbruck Verbesserungen für die freie Szene zu erwirken.

Wie würdest du die Situation einschätzen – im Allgemeinen – fällt die Arbeit der TKI auf fruchtbaren Boden oder ist es bei uns eher schwierig diese Ziele zu verfolgen?

Es ist keine einfache Arbeit, aber es gelingt immer wieder, Verbesserungen für die freie Kulturszene in Tirol zu erreichen. Mit der Stadt Innsbruck gibt es ein gutes Gesprächsklima und gerade in den letzten Jahren gab es positive Entwicklungen, zum Beispiel die Einrichtung des Fördertopfes »stadt_potenziale«.

Auch mit dem Land Tirol gibt es positive Zusammenarbeiten wie beispielsweise im Rahmen der Überarbeitung des Tiroler Kulturförderungsgesetzes 2010.

Sind eigentlich, was die Mitgliedsvereine betrifft, irgendwelche medialen Schwerpunkte auszumachen, gibt es irgendeine spezielle Kunst-richtung, die häufiger auftritt oder hält sich das ungefähr die Waage?

Also, fast alle arbeiten im interdisziplinären Bereich oder im Mehrspartenbereich. Die, die Musik veranstalten, zeigen auch Filme, machen Theater. Nein, Schwerpunkt könnte ich nicht sagen. Außer, dass eben viele mehrere Sparten abdecken.

Welchen Stellenwert nimmt die Literatur ein?

Es gibt auch einige Literaturveranstalter aus ganz Tirol, das Literaturhaus, Text ohne Reiter, im Unterland der Literaturverein Lesewelt, Literaturforum Schwaz ...

Nochmals Bezug nehmend auf deine Tätigkeit und den ganzen Problemen, die du genannt hast. Was ist das, was dich trotzdem reizt, in diesem Bereich weiterzumachen?

Nach meinen Jahren bei dem Festival

für neue Musik »Klangspuren« wollte ich einmal in ein ganz anderes Feld gehen und mir politische Kulturarbeit, die mich grundsätzlich sehr interessiert, anschauen; herausfinden, was es dort für Gestaltungsmöglichkeiten gibt.

Wie muss man sich das im Allgemeinen vorstellen? Es gibt den Verein TKI mit einer Geschäftsführung. Wie sehen diese unterschiedlichen Tätigkeitsfelder aus? Kann man die in Sparten einteilen, wer etwa wo welche Aufgabenfelder erfüllen muss ...?

Meine Kollegin und ich teilen uns die Geschäftsführung, die verschiedene Gebiete umfasst. Einen großen Bereich der TKI bildet z.B. das Fortbildungsangebot, das wir gemeinsam konzipieren. Bei den einzelnen Veranstaltungen übernimmt einmal meine Kollegin die Planung und die Umsetzung, das andere Mal übernehme ich das. Dazu kommen die Pressearbeit, die Abrechnung und andere Schritte. Genauso bei der Förderschiene TKI open, einem weiteren wichtigen Projekt der TKI, da gibt es Bereiche wie Ausschreibung, Themenfindung etc., die wir zusammen, zum Teil auch mit dem Vorstand bearbeiten. Ich mache die Betreuung der Projekte während der Umsetzung und der Abschlusspräsentation, meine Kollegin beispielsweise die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Auch die Arbeit in verschiedenen Gremien,

wie z.B. in der Ländervertretung der IG Kultur Österreich oder im Kulturbeirat des Landes Tirol, teilen wir uns auf. Oft entscheiden wir die Arbeitsaufteilung von Projekt zu Projekt. Die geringfügig Angestellte übernimmt viel von den laufend anfallenden administrativen Tätigkeiten wie Überweisung von Rechnungen, Bestückung der Website, Aktualisierung des Bibliothekskatalogs usw. Wir haben es intern so geregelt, dass wir einmal pro Woche eine Teamsitzung machen und uns gegenseitig berichten, wer gerade woran arbeitet, und da schauen wir auch, was gerade ansteht und wer was übernehmen kann. Einmal pro Jahr gibt es eine eintägige Büroklauseur, in der wir eine grobe Jahresplanung machen. Ebenfalls einmal pro Jahr halten wir gemeinsam mit dem Vorstand eine zweitägige Klausur ab. In dieser wird das vergangene Jahr reflektiert und werden Pläne, Arbeitsschritte, Themen für das zukünftige Jahr besprochen. Die Vorstandssitzungen finden einmal im Monat statt – in diesen wird über die Aufnahme neuer Mitglieder entschieden und werden grundsätzliche Entscheidungen der TKI getroffen.

Was sind in diesen Bereichen – in denen du jetzt arbeitest – die wichtigsten Fähigkeiten, die man mitbringen sollte?

Was ganz wichtig ist, ist, dass man

Menschen mag. Ich weiß nicht, ob das eine »Fähigkeit« ist, aber man hat es schwer in diesem Bereich, wenn man nicht gerne mit Menschen zu tun hat. Man muss sich einstellen können auf jeweils unterschiedliche Bedürfnisse und Anforderungen, man muss switchen zwischen verschiedenen Kommunikationsformen ... Natürlich sind das Organisatorische, auch das Schreiben und Recherchieren wichtig, das Wissen, wo ich Informationen zu gewissen Themen bekomme, und ich glaube, da sind wir Komparatisten ganz gut ausgestattet. Man muss sich zu helfen wissen und wissen, ok, ich schau einmal da und dort nach und lese Dinge quer und weiß, wie man Informationen zusammenfasst. Die Text- und Recherchekompetenz ist sehr wichtig. Auch Flexibilität, das ist zwar ein eigenartiges Wort, das inzwischen in aller Munde ist, aber ich glaube, das ist bei uns schon auch wichtig, also dass man zumindest wendig ist, kein Problem damit hat, wenn im letzten Moment noch einmal etwas ganz anders kommt und man Dinge wieder ganz umschmeißen muss.

Sind das alles Fähigkeiten, die man aus seinem Komparatistikstudium mitnehmen kann?

Ich finde schon, ja.

Und welche hast du dir dann außer-

halb, also im Beruf selber aneignen müssen, die du im Studium noch nicht so mitbekommen hast?

Ich habe immer das Gefühl gehabt, wenn ich irgendwo angefangen hab zu arbeiten, dass ich wieder in die Lehre gehe. Auch hier, 2009, war das erste halbe Jahr ein intensives Lehrjahr und genauso bei den »Klangspuren«. Ich denke, wenn man in einem Beruf neu anfängt, muss man sich ganz viel neu aneignen. Ich habe bei der Komparatistik immer sehr geschätzt, dass man sehr breites Wissen bekommt, wenn man aber irgendwo in die Tiefe gehen will, muss man das selber tun, auch für sich selbst herausfinden, wo man sich vertiefen will und das dann auch tun. Das Studium ist nicht so angelegt, dass man ein kleines Thema hat und da in die Tiefe geht. Und das In-die-Tiefe-gehen, das habe ich da bei der TKI auch machen müssen, am Anfang. ^{**}(Nachtrag von Anita Moser) Beim Einstieg in meine Jobs nach dem Studium war mir viel von dem hilfreich, was ich im Studium gelernt hatte (z.B. Recherche- und Textkompetenz, Wissen in Bezug auf verschiedene künstlerische Felder etc.) – völlig neu aneignen musste ich mir aber beispielsweise Kenntnisse über Regeln der Zusammenarbeit und Kommunikation, die Abläufe im Betrieb sowie fachspezifisches Wissen über Neue Musik, Festivalorganisation,

Finanzierung etc. und später bei der TKI über kulturpolitische Abläufe, Mitgliederstruktur etc. ^{**}

Wie würdest du allgemein das Spannungsfeld zwischen der Literaturwissenschaft und der Berufswelt einschätzen? Da wir gerade besprochen haben, dass eine sehr breite Ausbildung mitgebracht wird. Ist das für den allgemeinen Arbeitsmarkt eher positiv zu bewerten oder ist das in der freien Wirtschaft weniger gefragt?

Ich finde, positiv. Ich beobachte auch, wo Komparatistinnen und Komparatisten beruflich umgehen, und sie sind in den unterschiedlichsten Bereichen tätig, und ich habe das Gefühl, dass alle in dem Bereich, in dem sie arbeiten, gut zurechtkommen und gut sind. Ich denke daher, dass es unbedingt ein Vorteil ist. Ein sehr schmales, tiefes Wissen ist hilfreich für eine Unikarriere, aber für viele andere Bereiche ist ein sehr breites Wissen wichtig.

Wir haben vorher von Freier Kulturarbeit gesprochen. Wie sind da die beruflichen Perspektiven einzuschätzen? Ist das etwas, wozu du raten würdest, in die freie Kulturarbeit zu gehen oder eher nicht?

Es ist schwierig. Ich finde der Bereich ist sehr prekär, was die Arbeitsver-

hältnisse betrifft. Wir machen immer wieder Umfragen zu den Beschäftigungsverhältnissen in der freien Szene; da arbeiten sehr viele ehrenamtlich. Die genauen Zahlen habe ich jetzt nicht parat, aber es gibt ganz wenige Leute, die in dem Bereich angestellt sind, und auch so angestellt sind, dass sie davon leben können. Ich finde, dass man sehr viel Idealismus braucht. Nein, als Berufsfeld kann ich es nicht empfehlen. ^{**}(Nachtrag von Anita Moser) Es ist zwar so, dass ich diesen Bereich nicht pauschal guten Gewissens als tolles, erfüllendes und unproblematisches Feld empfehlen kann (relativ »sichere« Arbeitsverhältnisse sind zuweilen einzig in großen, etablierten Einrichtungen zu finden), möchte das Nein aber relativieren – und kann diesen Arbeitsbereich zumindest jenen nahelegen, die große Begeisterung mitbringen, kein Problem mit (temporären) prekären Arbeitsverhältnissen haben, stressresistent sind, große Ausdauer in Hinblick auf Aufbau, Etablierung und permanenten Aus- und/oder Umbau einer Initiative sowie ein relativ hohes Frustrationspotenzial in Bezug auf kulturpolitische Entscheidungen und Entwicklungen haben. Wer das mitbringt, kann sich sicher viel Positives aus einem Job in der freien Kulturszene holen – wie z.B. große (u.a. programmatische) Gestaltungsfreiheit, ein abwechslungsreiches Tätigkeitsfeld, eine relativ freie Zeit- und Arbeitsein-

teilung und nicht zuletzt anerkennende Rückmeldungen vom Publikum. ^{**}

Um nochmals auf das Themenfeld der Literaturwissenschaft zurückzukommen: Welche Tipps würdest du Absolventinnen der Vergleichenden Literaturwissenschaft geben, die in der Berufswelt Fuß fassen wollen?

Was sehr wichtig ist: Wenn man sich für einen gewissen Bereich interessiert, muss man dort präsent sein und das zeigen. So bin ich letztlich zu meinen Jobs gekommen. Ich bin von der Geschäftsführerin der »Klangspuren« gefragt worden, ob ich bei ihr arbeiten will, und ich bin dann draufgekommen, ein Aspekt, warum sie überhaupt auf die Idee kam mich zu fragen, war neben meiner Ausbildung, dass ich öfter in Konzerte gegangen bin; weil sie wusste, dass mich das Feld interessiert. Es ist, glaub ich, sehr wichtig, dass man in dem Feld Interesse signalisiert, in dem man gerne tätig wäre, dass man hartnäckig bleibt, dass man unkonventionell ist. Ich glaub, man darf sich nicht abschrecken lassen z.B. von einer Ausschreibung mit einem Anforderungskatalog, den man nur zum Teil erfüllt. Wenn mich der Job wirklich interessiert, würde ich hinschreiben und angeben, dass ich mir einiges zwar erst aneignen muss, aber dafür dieses und jenes einbringen kann, das vielleicht nicht explizit gefordert ist, aber wichtig sein

könnte. Natürlich muss man formale Sachen auch ernst nehmen, sollte sich aber nicht zu sehr davon abschrecken lassen. ** (Nachtrag von Anita Moser) Initiativbewerbungen, d.h. wenn man weiß, dass man bei einem bestimmten Betrieb gern arbeiten möchten, sollte man dort eine Bewerbung hinschicken und gut argumentieren, warum man sich gerade für dieses Arbeitsfeld interessiert. Meiner Erfahrung nach passiert es immer wieder, dass auf solche Bewerbungen zurückgegriffen wird, wenn eine Einrichtung Unterstützung braucht, weil kurzfristig jemand ausfällt, wenn jemand für ein konkretes Projekt gesucht wird etc. Auch mit Partnerorganisationen gibt es diesbezüglich manchmal Gespräche zwischen Tür und Angel (»Wir suchen gerade jemanden für ... Kennt ihr jemanden?«); da würde ich persönlich auf einprägsame Initiativbewerbungen zurückgreifen und diese weiterempfehlen.**

Du leitest, neben deiner Tätigkeit bei der TKI, auch eine LV an der Uni. Warum machst du das?

Weil ich mein ganzes Berufsleben so aufgeteilt habe, dass ich in keinem Feld mehr als 40 Stunden tätig bin. Das habe ich nie gemacht und mach ich auch nicht. Ich bin lieber in unterschiedlichen Bereichen tätig und ich mag die wissenschaftliche Auseinan-

dersetzung und die Arbeit mit Studierenden. Das ist für mich eine tolle Ergänzung. Ich habe immer mehrere Dinge gleichzeitig laufen, eben weil ich das nie hatte – leider oder Gott sei Dank – dass ich 50 oder 60 Stunden in einem einzigen Job gesteckt bin.

Was ist dir wichtig in der LV zu vermitteln?

Ich möchte gerne mitgeben, dass es sehr wichtig ist, sich mit der Praxis anzufreunden, in einzelne Organisationen hinein zu gehen. Deshalb habe ich am Anfang auch zu Interviews geraten. Studierende sollten für ihre Referate auch Leute interviewen und das gegenüberstellen: Was steht in den theoretischen Texten und was passiert in der Praxis. Ich glaube, so ein Gespräch ist ein guter Türöffner, um in eine Einrichtung zu kommen. Ich habe das schon auch für den Inhalt der LV gedacht, primär aber für die Studierenden selbst. Ich kann nicht einfach irgendwo anklopfen und mit der Pressesprecherin reden, aber wenn ich das Seminar im Hintergrund habe, geht das vielleicht einfacher.

** (Nachtrag von Anita Moser) Mir geht es aber auch darum, durch das Aufzeigen des breiten Spektrums an Themen und Arbeitsfeldern in der Kulturarbeit Studierenden die Möglichkeit zu bieten, für sich herauszufinden, was sie interessiert, oder zumindest heraus-

ANITA MOSER

zufinden, was sie definitiv nicht interessiert und mit welchen Bereichen sie beruflich zu tun/nichts zu tun haben wollen. Ich glaube, gut und zufrieden wird man in einem Feld, für das man eine gewisse Leidenschaft entwickeln kann, und weniger in einem Bereich, den man aus strategischen Gründen (Sicherheit, besserer Verdienst, mehr Ansehen ...) anpeilt.**

Dann wären wir schon beim letzten Teil: dem Word Rap. Ich werde jetzt ein paar Begriffe in den Raum stellen und dich bitten, kurz etwas dazu zu sagen.

Facebook

Ich muss gestehen, ich bin leider ein »Social Media Laie«, durch und durch. Ich habe das Gefühl, ich bin damit nicht aufgewachsen, ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll und was mir das bringen soll.

Kapitalismus

Problematisch. So wie im Moment die Entwicklungen sind, bin ich gespalten. Man sieht wie wahnsinnig das System ist und dass es bröckelt. Mir macht Angst, dass es noch keine Vision, keine Alternative zum Kapitalismus gibt. Diese Visionslosigkeit macht es schwierig.

Konkurrenz

Kann gut sein, inspirierend sein, kann aber auch anstrengend sein; in der Kul-

tur ist das auch ein Thema. Es gibt einen kleinen finanziellen Kuchen, der für alle reichen muss. Da kann Solidarität auch zu kurz kommen. Man hat Angst und das Gefühl sich abgrenzen zu müssen, damit man selber auch was bekommt.

Kulturförderung

(Lacht) Schwierig. Einerseits ist es die Aufgabe des Staates Kultur zu fördern, Schwerpunkte zu setzen und dadurch einem Land ein bestimmtes kulturelles Profil zu geben. Wenn jedoch bestimmte Bereiche ständig unterfinanziert werden – und oft sind das leider Zeitgenössisches oder quere, nicht mehrheitsfähige Positionen – dann gibt Kulturförderung auch Anlass für viel Frustration. Um hier nur annähernd eine gewisse »Gerechtigkeit« zu schaffen, braucht es einen starken kulturpolitischen Gestaltungswillen. Dieser fehlt leider oft.

Orchideenfächer

Blöder Name. Die Komparatistik ist immer als Orchideenfächer betrachtet und bezeichnet worden. Das ist ein negativ besetztes Wort.

Privatleben

Wichtig. (Lachen)

Protest

Ich glaube, dass alte, traditionelle Protestformen nicht mehr funktionieren. Wie gesagt, ich bin nicht die »Social

Media Generation«, aber ich beobachte, welche erfolgreichen Möglichkeiten des Protests da drinnen sind, in Nordafrika zum Beispiel. Manchmal habe ich aber das Gefühl, es müsste wieder ganz was Neues geben. Ich für mich selbst tu mich schwer, eine adäquate Protestform zu finden. Zu Demonstrationen gehe ich immer wieder hin, bin aber oft nicht überzeugt davon, dass sie wirklich etwas ändern. Ich unterschreibe Petitionen im Internet, bin aber auch nicht überzeugt, dass das was ändert. Ich denke, Protest ist wichtig, aber so wie es im Moment ist, glaube ich nicht, dass er sehr effizient ist.

Subkultur

Toller Name. Gibt es, glaube ich, gar nicht mehr.

Vergleichende Literaturwissenschaft

Tolles Fach; also zumindest in der Zeit, in der ich studiert habe. Im Moment beobachte ich die Uni-Entwicklungen mit Sorge und habe das Gefühl, es geht viel von dem verloren, was man sich hart erkämpft hat. Nichts desto trotz, ich finde es ein tolles Studium und würde es empfehlen.

Ort: TKI-Büro in der Bäckerei,
Dreiheiligenstr. 21a, Innsbruck
Datum/Zeit: 3. Dezember 2011, 11:00 Uhr
(überarbeitet März 2012)
Das Interview führte MARTIN MADER.

EKKEHARD HEY-EHRL

THOMAS WIEDERIN

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

Herr Hey-Ehrl, Sie sind Wissenschaftler, Buchhändler, Moderator, Philosoph, Messeveranstalter, Lehrbeauftragter – wie bezeichnen Sie Ihren Beruf selbst und könnten Sie zusätzlich kurz Ihren beruflichen Werdegang umreißen?

HEY-EHRL: Bezeichnen würde ich mich ganz einfach als Leser. Thomas Wiederin sitzt ja gerade neben mir und wir planen im Moment eine neue Buchhandlung aufzumachen. Wir haben jetzt eine lange Zeit in der Planungsphase verbracht und das Lesen war für uns einfach immer ganz zentral. Ich würde also alles weglassen und sagen: Ich bin einfach ein Leser. Und so war auch mein Werdegang. Ich komme aus einer klassischen Buchwissenschaft, sprich, ich habe Germanistik und Geschichte studiert.

Herr Wiederin, auch Sie sind Buch-

händler, Literaturwissenschaftler und arbeiten an einem neuen Projekt. Darf man fragen, worum es sich dabei handelt, und könnten auch Sie kurz Ihren Werdegang beschreiben?

WIEDERIN: Zum Werdegang: Als begeisterter Leser von Literatur habe ich mich damals auf der Universität Innsbruck umgeschaut, was es diesbezüglich gibt, was dieser Leidenschaft Rechnung trägt. So bin ich damals sehr zufällig auf das ganz neue Diplomstudium Vergleichende Literaturwissenschaft gestoßen, weil für mich auch immer klar war, dass ich kein Lehramt ausüben möchte. Dort habe ich meine Heimat als Studierender gefunden und bin dann eigentlich eher durch Zufall bereits während des Studiums, durch einen Freund, in den Buchhandel gerutscht. Die Tätigkeit hat mich so fasziniert, dass ich dann dort Zeit meines Lebens geblieben bin. Zuerst als Angestellter, mit zum Teil sehr großer Freiheit, bis dann zur Selbstständigkeit vor elf Jahren. Meine Anteile der Buchhandlung habe ich inzwischen verkauft, und jetzt mache ich mit neuem Partner eine Buchhandlung auf, weil das die Tätigkeit ist, in der ich die für mich faszinierende Kommunikation über Literatur in diesem Ambiente am ehesten umsetzen kann.

Auch Sie, Herr Hey-Ehrl, sind nicht nur als Buchhändler, sondern eben-

falls in anderen Bereichen tätig. Lässt sich darauf schließen, dass man als Geisteswissenschaftler die Fähigkeit und Bereitschaft mitbringen muss, sich selbst ein Berufsfeld zu schaffen/zu erfinden?

HEY-EHRL: Ich glaube, dass das im Grunde von den persönlichen Interessen abhängt. Auch wenn ich mir jetzt meine Biographie ansehe und sage, dass ich Germanistik und Geschichte studiert habe, dann stimmt das nur zur Hälfte. Ich habe viel Zeit auf der Philosophie verbracht, viel Zeit auf der Pädagogik, habe auch andere Lehrveranstaltungen besucht und mehr oder weniger das Studium schon immer als eine Art interdisziplinäres Studium gesehen. Das ist der eine Punkt. Das alles ist also gar nicht so fächerspezifisch. Das heißt, ein Germanist ist nicht einfach ein Germanist oder ein Historiker ein Historiker. Diese Trennung halte ich auch für relativ unproduktiv. Und die andere Sache, dass man gelegentlich eine Moderation übernimmt oder dass man eine Lehrveranstaltung übernimmt – diese Dinge sind dann ebenfalls noch ein Stück Interesse und auch Neugier. Ich glaube, dass der Aspekt der Neugier auch das ist, was für mich zur ganzen Beschäftigung mit Literatur dazugehört. Dinge auszuprobieren, so wie man sich auch auf Bücher einlassen muss. So dass man sich auch

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

auf eine Rolle, zum Beispiel als Lehrveranstaltungsleiter oder Moderator tätig zu sein, einlässt. Die Kleinverlagsmesse, die ich vor einigen Jahren organisiert habe, war auch ein Resultat von Neugierde und einem anderen, unter Anführungszeichen *politischen* Interesse. Dass man zum Beispiel sagt: »Okay, es gibt kaum eine Bühne für kleine Verlage, also schaffen wir diese Bühne«. Das war auch irgendwie, ich will nicht sagen *politisches* Engagement, aber doch ein verlagspolitisches Engagement, würde ich sagen. Und zu dem, dass man sich seinen Beruf schafft: Man muss den Vorteil der Geisteswissenschaft sehen und nützen, das heißt: Man ist sehr breit ausgebildet. Sei es jetzt im kommunikativen Bereich, sei es im fremdsprachlichen Bereich etc. Mit diesen Fähigkeiten, die man sich im Laufe des Studiums erwirbt, kann man, wenn man Phantasie und Glück hat, viel anderes machen, was einem zu Beginn des Studiums vielleicht gar nicht eingefallen wäre. Auch weil das Studium, zumindest zu meiner Zeit, einen relativ engen Rahmen vorgibt: die Entscheidung »Lehramt, Diplom, Dissertation«. Du beginnst ein Lehramtsstudium und endest dann meistens auch im Lehramt. Aber das muss ja eben nicht sein.

Das berührt auch den Kernpunkt des Interviews, als Geisteswissenschaftler im Beruf fußzufassen. Und Sie haben

dadurch auch schon eine unserer Fragen vorweggenommen, dass das Studium also mehr als nur ausschlaggebend für Ihre Berufswahl war? Durch das Studium hat sich bei Ihnen beiden der Beruf also quasi »ergeben«?

HEY-EHRL: Ja, da ich ja eben mit Lehramt angetreten bin und wäre eigentlich, wenn ich streng auf dem Gleis geblieben wäre, Lehrer geworden, doch bin dann aber in die Buchhandlung »abgeglitten«.

WIEDERIN: Bei mir war es eine bewusste Entscheidung, da das Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft ja eigentlich kein klassisches Berufsbild schafft. Da hat sich dann durch meine Praktika und Hineinwachsen in den Buchhandel für mich schon relativ früh im Studium die Frage herauskristallisiert: Gehe ich den wissenschaftlichen Weg oder gehe ich den Weg als Buchhändler? Und da habe ich dann gesagt: Okay, meine Fähigkeiten und Erfüllung, bzw. das, was mir so Spaß macht, werde ich auf der Universität in dieser Form wahrscheinlich nicht finden. Deshalb war das dann auch eine bewusste Entscheidung. Seitdem habe ich auch ein paar andere Dinge gemacht, jedoch fast immer im Umfeld der Buchhandlerei. Zwischen dem Angestelltendasein und der Selbstständigkeit bin ich sogar einmal, zum damaligen großen »Feind« des klassischen Buchhandels, »Libro«

gegangen, der doch der erste große Filialist Österreichs mit relativ – sagen wir »radikalen« – Methoden, war. Dort habe ich bewusst einmal hingeschaut um zu sehen: »Wie agiert so ein großes Handelsunternehmen, das unter anderem mit Büchern handelt?«

Also kann man Ihre Selbstständigkeit sogar ein wenig als politisches Statement verstehen?

WIEDERIN: Politisch insofern, als dass die Möglichkeiten als selbstständiger Buchhändler, die eigene Identität des eigenen Geschäfts zu einer bestimmten Bedeutung größer sind als als Angestellter. Insofern ist das natürlich ein politisches Statement und politisch auch insofern, als dass man dann auch in der Arbeit und den Partnerschaften Beziehungen eingeht, die im großen Buchhandel nicht beziehungsweise zu wenig gepflegt werden. Das sind Bereiche, in denen gewisse Autorengruppierungen oder Publikationen ansonsten nicht die Öffentlichkeit gefunden hätten, die ich ihnen geboten habe.

Damit wären wir schon mitten in unserem zweiten Themenblock angekommen, in dem wir über den Buchhandel an sich zu sprechen kommen wollten. Was sind Ihrer Meinung nach die Besonderheiten des österreichischen Buchmarktes beziehungsweise welchen

Stellenwert nimmt Literatur im öffentlichen Diskurs in Österreich ein?

HEY-EHRL: Die Schwierigkeit ist immer auseinander zu halten: Welchen Anspruch stellen wir, mit welchen Ansprüchen gehen wir in den Literaturmarkt, und was ist die Realität? Das ist ein bisschen schwierig zu abstrahieren, aber ich denke, es gibt einen allgemeinen Zug, in der auch Österreich keine Ausnahme bildet. Der Markt wird zunehmend von großen Buchhandelsketten dominiert, mit den Konsequenzen, die Thomas Wiederin bereits angeschnitten hat (dass die Sparte Literatur eingeschränkt ist, dass sie nicht mehr den Stellenwert hat wie sie sie im Buchhandel vielleicht einmal gehabt hat). Dieses System ist eine ganz objektive Geschichte, die man verfolgen und bemerken kann. Von da heraus haben wir natürlich bereits ganz andere Überlegungen, die auf einem realen Glauben basieren, und zwar dass es durchaus ein Bedürfnis nach Literatur mit einem bestimmten Qualitätsmerkmal gibt. Davon bin ich nach wie vor überzeugt.

WIEDERIN: Es gibt schon ein paar Besonderheiten im österreichischen Buchhandel, die ihn meiner Meinung nach zum Beispiel ein wenig vom deutschen abheben. Zum Beispiel dass wir im Buchhandel noch funktionierende Strukturen haben und dass bis

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

auf gewisse Ausnahmen, diese Vermittlerpositionen zwischen Verlag und Buchhandel noch so funktionieren wie sie funktionieren sollen. Davon gehen gewisse große Buchhandlungsketten schon ab, was wir sehr schade finden. Darüber hinaus gibt es vielleicht noch nicht so stark diese Tendenz, wie im amerikanischen Buchhandel, hin zum sogenannten E-Book und die Flucht des Lesers ins Internet wie zu Amazon oder anderen digitalen Anbietern ist auch noch ein bisschen beschränkter. Eine andere Tendenz, die ich sehr kritisch sehe, ist, dass in der Ausbildung, und vor allem in der fundierten Ausbildung des Buchhändlers relativ wenig passiert. Das hat zum großen Teil auch damit zu tun, dass große Ketten nicht mehr daran interessiert sind klassisch ausgebildetes Buchhandlungspersonal anzustellen. Wenn kein hochqualifiziertes Personal mehr den Leser betreut, ist das fatal für den Buchhandel.

In anderen Ländern, ich glaube auch in Frankreich, ist der Buchhändler sogar ein akademischer Bachelorberuf, gekoppelt an den Bibliothekar (mit einer Spezialisierung). Wie sieht es in Österreich aus?

HEY-EHRL: Es ist ein Lehrberuf. Es gibt eine Buchhändlerschule in St. Pölten mit dreijähriger Ausbildung. Aber ansonsten war es das, mehr gibt es

nicht. Aber ich hatte auch selbst keine Buchhändlerausbildung, sehe das also nicht als zwingend notwendig.

Würden Sie zusammenfassend sagen, dass der österreichische Buchmarkt noch etwas diversifizierter ist als in anderen Ländern wie beispielsweise Deutschland? Oder ist das eine Tendenz, die auch bei uns in aller nächster Zeit zuschlagen wird?

HEY-EHRL: Ich sage jetzt ganz provokant, so ist es gar nicht. Manchmal halte ich das fast für einen Mythos. Ich sehe diesen riesengroßen Erfolg von Buchhandlungsketten, wenn ich mir zum Beispiel Innenstädte anschau, nicht. Es gibt in Innenstädten immer wieder gute Sortimentsbuchhändler. Manchmal fühle ich, dass das nur so ein Eindruck ist, der nur immer wieder reproduziert wird und eigentlich gar nicht so sehr der Wirklichkeit entspricht. Natürlich könnte man jetzt Zahlen erheben und Statistiken erheben, aber man muss auch sehen, in welche Bereiche diese großen Handelsketten gehen: Einkaufszentren, Bahnhöfe und so weiter. Das sind ja auch Ortschaften, die mich persönlich als Buchhändler nicht als Verkaufsort interessieren.

WIEDERIN: Da muss man schon differenzieren. Wenn man zum Beispiel, wie wir beide, in viele Städte Europas

gereist ist und mit offenen Augen Buchhandlungen betrachtet hat, gibt es natürlich, gerade beispielsweise in Deutschland, eine riesige Anzahl toller, inhabergeführter Buchhandlungen. Und das ist dann auch keine Frage der Größe mehr. Wenn ich zum Beispiel an »Dussmann« denke, das ist ein Riesenkulturhaus. Da ist selbst die »Thalia« winzig dagegen. Die sind einfach toll geführt. Das ist ein tolles, riesiges Medienzentrum und Kulturhaus.

HEY-EHRL: Ich war vor einiger Zeit in Graz und habe dort eine neue Sortimentsbuchhandlung entdeckt, mit einer Fläche von vielleicht vierzig bis fünfzig Quadratmetern, einer Stiege hinauf, wo oben noch eine Galerie war, aber ansonsten nicht mehr. Sie ist winzig klein, funktioniert aber trotzdem, weil sie eben ein Sortiment hat. Man kommt hinein und sieht sofort: Da ist jemand, der ein genaues Sortiment zusammengestellt hat. Man erkennt: Dort gibt es ein Profil. Ich würde zum Beispiel auch immer dort hingehen, auch wenn ich wüsste, dass ich manche Sachen bestellen müsste. Doch ich wüsste, dass dort jedes Buch ein Buch ist, das mich interessieren würde. Und das macht die Sache dann natürlich interessanter. Das sind die Buchhandlungen die man dann sprichwörtlich übersieht, weil sie manchmal so klein sind oder weil es »EinzelkämpferInnen« sind. Mich hat

das beispielsweise ganz optimistisch gestimmt, da diese Frau beispielsweise davon ganz gut leben kann.

Finden Sie Bücher in unseren Breiten zu teuer, beziehungsweise erschwert der Preis der Bücher ihrer Meinung nach den Zugang für einen gewissen Teil der Bevölkerung?

HEY-EHRL: Wenn ich heute eine kleine »Tour« durch Innsbruck mache, dann habe ich, wenn ich um drei Uhr früh zuhause ankomme, das Dreifache davon ausgegeben, was mich ein gutes Buch gekostet hätte, hätte aber wahrscheinlich mehr Stunden Unterhaltung wenn ich dieses Buch lesen würde. Natürlich ist das eine andere Art Unterhaltung, aber ich sage das, nur um die Relationen zu sehen. Man sagt immer, Bücher sind teuer, aber man muss dahinter auch sehen, dass es zum Beispiel auch eine Buchpreisbindung gibt. Also mit »teuer« habe ich bei Büchern ein Problem. Man unterschätzt ja auch immer, was für eine Arbeit dahinter steht, und dass sich dieses Buch nicht von selbst schreibt. Da stehen Autoren und Autorinnen dahinter, die jahrelang an ihren Büchern schreiben und so weiter. Außerdem gibt es auch bei uns inzwischen günstigere Klassikerreihen und so weiter, das kann man also so nicht über einen Kamm scheren.

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

Wir haben ja auch schon das E-Book angesprochen. Wie sieht Ihre Meinung zu diesem Phänomen aus? Es spielt ja dabei auch stets dieses »Das Buch haben wollen, das Buch als Prestigeobjekt« mit beziehungsweise »das Buch als Informationsquelle«. Kann das E-Book auf lange Sicht gesehen das Buch ersetzen?

WIEDERIN: Ich glaube nicht, dass das E-Book das Buch in seiner Materialität ersetzen kann. Dass, was Benjamin die Aura eines Kunstwerkes nennt, kann die digitale Form nie ersetzen. Gewisse eingeschränktere Bedürfnisse kann es eventuell befriedigen, ich denke da zum Beispiel an ein Fachbuch, an gewisse Lebenssituationen wie große Reisen etc., wo das E-Book seinen Platz neben dem Buch hat. In einem gewissen thematischen oder wissenschaftlichen Diskurs glaube ich aber nicht, dass es gewinnen wird. Aber es gibt ja auch im Bereich der Zeitschriftenpublikationen diese Tendenzen.

HEY-EHRL: Im Fachbuchbereich ist es ganz klar, da ist der E-Bookbereich ziemlich stark präsent. Es gibt große Verlage wie den Thieme-Verlag oder den Springer-Verlag etc., die nahezu jede Neuerscheinung sofort auch als E-Book herausbringen. Von dem her würde ich sagen: Ja, da spielt es eine große Rolle. Aber auf der anderen Seite, wenn man

beobachtet, wo das stattfindet, sieht man auch wieder, dass es relativ viele Verlage gibt, die das nicht machen. Die andere Frage ist auch immer: »Was bringt mit ein E-Book im Vergleich zum Buch?« und umgekehrt muss man sich auch fragen: »Welchen Nachteil bringt es?«. Ich meine, es hat nicht immer Vorteile mit einem »Kindle« oder wie immer diese Dinge heißen, herumzulaufen. Das fängt schon beim Praktischen an. Wenn ich auf Urlaub bin und mir der »Kindle« geklaut wird, stehlen sie mir 200 Bücher. Aber wenn sie mir die »Ästhetik des Widerstandes« von Peter Weiß klauen, was sie sicher nicht tun werden, dann haben sie gerade mal ein Buch in der Hand. Oder wenn ich heute im Bett liege und es bröseln der Sand von Griechenland aus dem Buch, dann ist das schon was anderes, denn beim Kindle sollte das wahrscheinlich besser nicht passieren. Natürlich ist da jetzt auch eine gewisse Polemik dabei. Ich schätze, dass das sein Segment haben wird, genau wie die Entwicklung der Hörbücher sich ja auch extrem ausgeweitet hat und sich ein ziemlich großes Marktsegment erobert hat, das dem Buch, meiner Meinung nach, aber auch nicht extrem geschadet hat.

WIEDERIN: Das Interessante für mich war dabei, dass dort, wo das Trägermedium billiger wird, die Tendenz dort hinging, dass Verkauf und Umsatz

zurückgingen. Das kann ich mir durchaus auch bei technischen Neuerungen wie dem E-Book vorstellen. In fünf Jahren wird es dann wahrscheinlich jedem, der sich verpflichtet fünf Hörbücher kostenpflichtig herunterzuladen, eh nachgeschmissen. Dann wird es, glaube ich, nicht mehr den technischen Status haben, den es vielleicht jetzt hat.

HEY-EHRL: Wobei die Zahlen bei uns jetzt auch noch sehr gering sind. Wir reden da vom unteren einstelligen Prozentbereich, wenn wir berücksichtigen was das E-Book für Anteile am gesamten Buchmarkt ausmacht. Das heißt natürlich nicht, dass sich das sehr schnell ändern kann. In Amerika sind es ja mittlerweile, glaube ich, 30 Prozent.

WIEDERIN: Wir müssen eben immer bedenken, in welchem thematischen Segment wir uns da bewegen. Das betrifft dann eben einen gewissen Teil der Novitäten, so genannte Bestseller oder durch Marketingmacht gepushte Bestseller oder mögliche Bestseller. Aber wenn man dann versucht einen unbekanntem Philosophen des 19. Jahrhunderts herunterzuladen, wird man ein Problem haben. Und dann wird einem nichts anderes übrigbleiben als den Weg zum Buchhändler oder zu Amazon zu bestreiten. Oder dann natürlich, wenn das Buch vergriffen ist, geht man auf ZVAB und schaut: In welchem Antiqua-

riat weltweit ist das Buch zu welchem Preis zu haben? Da sieht man dann ja auch genau, dass durch diese Schnelllebigkeit des Buchmarktes Bücher relativ schnell vergriffen, aber dann antiquarisch sehr schnell sehr teuer sein können. Ich habe beispielsweise für Ekkehard ein Geburtstagsgeschenk, eine Neuauflage, gesucht, die vor einem halben Jahr noch am Markt war, und war dann verblüfft, dass das Buch absolut vergriffen ist. Ich habe dann im Internet geschaut, wo das Buch derzeit im deutschsprachigen Raum leicht und schnell lieferbar ist. Und das war damals dann schon 50% teurer als die Neuauflage. Dadurch, dass ich mich im Buchmarkt Westösterreichs ein bisschen auskenne, wusste ich, ich habe die Möglichkeit fünf Buchhändler anzurufen, von denen ich relativ sicher war, dass sie das Buch zumindest eingekauft haben und bei denen noch ein Exemplar vorrätig sein könnte. Dem war dann auch so, komplett eingeschweißt, neuwertig, portofrei – Top Service des Buchhändlers.

Angenommen, Sie führen ein Bewerbungsgespräch mit einer/m neuen Mitarbeiter/in – worauf achten Sie besonders?

HEY-EHRL: Was ist das Wichtigste, wenn man etwas verkaufen will? Wenn man noch dazu Literatur verkaufen möchte? Man muss kommunikativ sein. Man

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

muss über Bücher reden können. Als Buchhändler muss man Rechenschaft ablegen, aber genauso muss ich auch als Kunde meine Bedürfnisse äußern können. Ich muss über Bücher sprechen können, das ist die zentrale Eigenschaft die ich mitbringen muss, natürlich neben dem Interesse für das Buch an sich. Es geht um Kommunikationsfähigkeit.

WIEDERIN: Man muss daneben auch »ein Leser« sein. Es reicht nicht gerne zu lesen, das tut jeder Bewerber im Buchhandel. Auf die Frage, welche Bücher man im vergangenen Jahr denn gelesen hat, kommen die meisten ins Stottern, daran merkt man, dass sie keine Leser sind. Selbst wenn man die kommunikative Fähigkeit hat, aber kein Leser ist, geht das im Buchhandel nicht. Es braucht diese beiden Fähigkeiten. Ein leidenschaftlicher Leser zu sein heißt nicht, ein Buch im Monat zu lesen. Die Lust und Freude über das Lesen ist das Fundament dafür, Gespräche zu führen, die man in ihrer Form, auch der sprachlichen Form, dem Gegenüber anpassen, modifizieren kann. Diese Fähigkeiten sind essentiell. Das tönt relativ einfach, ist aber in der Praxis eine Herausforderung. Täglich.

Damit haben Sie schon drei Fragen auf einen Schlag beantwortet, also kommen wir zu etwas anderem: Wie beurteilen Sie die Umstrukturierung der

geisteswissenschaftlichen Studien vom Diplom- zum Bachelor/Master-System? Was sind mögliche Konsequenzen für den Arbeitsmarkt, wie macht sich das aus Ihrer Sicht bemerkbar?

HEY-EHRL: Also aus meiner Erfahrung, aus dem Fachbuchhandlung, in der ich über 12 Jahre gearbeitet habe, und aus meiner persönlichen Studienzeit, die jetzt schon lange zurückliegt, finde ich diese Bachelor-Studien aus mehrfacher Hinsicht eine Katastrophe: Es weiß im Prinzip jeder: Das ist eine Verschulung des Studiums. Die Spielräume, die ich während meines Studiums vorgefunden habe, dass ich es mir leisten konnte auf die Philosophie oder die Pädagogik zu gehen, gibt es heute einfach nicht mehr. Die Leute werden immer mehr gedrillt pragmatisch ihr Studium durchzuziehen, und das hat natürlich Effekte. Diese engen Strukturen, die geschaffen werden, haben Effekte auf die Ausbildung selbst. Das sehe ich sehr problematisch. Es beginnt bei sehr einfachen Sachen: Dass Lehrveranstaltungen überlaufen sind, dass die Leute nicht mehr vorbereitet sind, wobei ich das nicht ihrer Faulheit zuschreiben will. Das liegt vielmehr daran, dass sie mit dem Kopf schon bei anderen Lehrveranstaltungen und Seminaren sind, jedenfalls überhaupt keine Zeit haben sich wirklich auf die Thematik einzulassen. Man sollte das einmal

mit dem Stundenaufwand vergleichen, den ich damals gehabt habe: Im ersten Studienabschnitt in Geschichte benötigte ich vier Proseminare. Punkt. In Germanistik ebenfalls vier Proseminare. Und vielleicht kleine Nebenprüfungen, wie Methodik und Didaktik, aber das war im Prinzip mein erster Studienabschnitt. Der zweite Abschnitt bestand aus jeweils vier Seminaren. Da kann man sich vorstellen, welchen Spielraum man hatte und dass man sich auf einen Stoff ganz anders einlassen konnte. Man hatte zum Beispiel am Montag ein Seminar und am Freitag eines, den Rest der Woche hatte man Zeit sich intensiv mit dem Thema auseinanderzusetzen. Das hat man heute nicht mehr, das sehe ich als strukturelles Problem dieser Bachelor-Studien. Das spricht in meiner Vorstellung von Wissenschaftlichkeit gegen jede Form von Wissenschaft. So funktioniert das meiner Meinung nach nicht. Man liest einen Hegel nicht in zwei Wochen. Wie soll das funktionieren? [Ihr könnt euch ja erinnern an die Texte die ich euch damals gegeben habe, die waren im Nachhinein zu schwer und es waren zu viele, das gebe ich ja zu. Man hätte eigentlich das ganze Semester mit zwei Texten arbeiten müssen. Aber man wird als LV-Leiter gezwungen seinen Stoff irgendwie durchzubringen. Ich kann nicht sagen, ich unterrichte Materialistische Literaturtheorien und komme dann mit zwei Autoren daher.

Das geht nicht ... Außer wir beschränken uns. Aber wenn wir die Zeit nicht haben, ist das nicht viel Wert.] Das hat auch einen Effekt darauf, wie die Leute gezwungen werden zu arbeiten. Zum Teil werden sie strukturell gezwungen, so zu arbeiten, das geht so weit, dass Zitate aus Google-Books einfach übernommen werden, aus Büchern, die man überhaupt nicht gelesen hat, weil ein gelber Balken über meinem Suchbegriff ist. Das ist nicht wissenschaftlich.

WIEDERIN: Da habe ich als Buchhändler viel zu wenig Einblick in die Entwicklung. Letztendlich glaube ich, das ist schon in unserer Zeit diskutiert worden, diese Verschulungen. Ich glaube, gerade an der Vergleichenden Literaturwissenschaft hat da ein ganz anderer Geist der Aufklärung, der Moderne geherrscht, und da hat man bewusst programmatische Texte wie Benjamins »Über das Studentenleben« schon sehr selbstkritisch auf die eigenen gesellschaftlichen, persönlichen, sozialen Lebenssituationen angewendet. Angesichts dieser zwei verschiedenen Matrizen hat man damals schon Tendenzen gesehen, wie du [Anm. Hey-Ehrl] sie in der Verschulung und Kommerzialisierung des Wissens der heutigen Zeit aufzeigst. Das geht natürlich in eine Richtung, die ist fatal. Spurensuchen im wissenschaftlichen Bereich kann man ja auch nie von persönlicher Entwicklung abkoppeln!

Ich persönlich habe ja noch das Glück gehabt, fakultätsübergreifend Lehrveranstaltungen zu besuchen. Ein Beispiel auf der Theologie, dort war ein sehr guter Philosoph, und ich hatte das Glück, über vier Semester als Gasthörer nur Wittgensteins Traktat zu lesen, und da sind wir 20 Seiten weit gekommen. Das in einer losen Gruppe von 6-8 Leuten. Das war natürlich grandios! Da wollte ich keinen Schein und gar nichts, da ging es um etwas anderes. Wenn das nicht mehr da ist, dann fällt eine grandiose Qualität, die Universitäten wahrscheinlich jahrhundertlang gehabt haben, einfach weg.

HEY-EHRL: Ich möchte nur kurz ergänzen: Das soll jetzt nicht so klingen, als wäre früher alles besser gewesen. Diese Diskussion möchte ich gar nicht führen. Was man aber mit Sicherheit feststellen kann, dass ich früher andere Möglichkeiten gehabt habe. Vor allem habe ich früher die Chance gehabt Möglichkeiten zu nützen, die heute gar nicht mehr angeboten werden. Das ist der große Unterschied. Wir waren früher nicht besser oder gescheiter, nur weil wir eben größere Freiheiten hatten. Aber wir haben die Möglichkeiten gehabt etwas zu nützen, was man heute tendenziell nicht mehr anbietet.

Damit kommen wir zu unserem vierten Themenblock, der sich auf den

Kulturbetrieb bezieht. Sie sind beide im kulturellen Bereich tätig. Was sind die Besonderheiten und Schwierigkeiten, denen man in der Tiroler Kulturszene begegnet? Im Vergleich zu ganz Österreich/Wien? Was macht das Tiroler Lokalkolorit aus? Gibt es das?

HEY-EHRL: Das ist nicht einfach zu beantworten, weil natürlich jeder Vergleich mit Wien zwangsläufig hinken muss. Man muss nur die Veranstaltungskalender anschauen, da hinkt sowieso jeder Vergleich. Innsbruck ist eine Stadt mit 130.000 EinwohnerInnen und mit ungefähr 30.000 StudentInnen. Da kommt mir das kulturelle Angebot manchmal sehr marginal vor. Um wieder auf den Buchhandel einzugehen: Es gibt vergleichbare Städte in Deutschland, mit einer ähnlichen Bevölkerungsstruktur, Studenten- und Einwohnerzahl, die aber die 6-fache Menge an Buchhandlungen aufweisen. Natürlich frage ich mich, warum ist das so? Ein funktionierender Kulturbetrieb ist immer auch ein Motor für intellektuelle Tätigkeit. Wenn es das nicht gibt, fehlt natürlich eine entscheidende Triebfeder, die so etwas auch in Gang setzen könnte. Ob man Innsbruck diesbezüglich einen Vorwurf machen könnte, weiß ich nicht. Aber das Angebot finde ich schon sehr marginal. Wenn man sich das anschaut: Es gibt im Prinzip ein einziges Kino, Leokino

mit dem Cinematograph. Es gibt das Landestheater und drei, vier Kleinbühnen, wobei das Landestheater natürlich eine Institution ist, aber das alleine macht das Kraut nicht fett. Es findet relativ wenig statt, da bin ich immer enttäuscht. Das ist die Tendenz in der Kulturindustrie, und da hat Tirol den Nachteil des Tourismus. Man hat in Tirol einen Eventtourismus hat, danach richtet sich alles aus.

Wird zu viel Kulturförderung für Brauchtumpflege aufgewendet?

HEY-EHRL: Da meine ich gar nicht so sehr die Brauchtumpflege, ich meine, dass es der Wirtschaftskammer wichtiger ist, ein Rafting-Unternehmen zu sponsern als kulturelle Geschichten zu fördern. Ich möchte gar nicht wissen, wie hoch diese armen Schneekanonen, die auf dem Patscherkofel jetzt ein paar Schneeflecken hingestreut haben, subventioniert werden.

WIEDERIN: Das kriegt man jetzt eh gerade mit, was gewisse Schigebiete investieren ... Das eine Schigebiet hatte gestern schon eine Million Schneekanonen-Kosten für diesen Winter.

HEY-EHRL: Es ist eine allgemeine Tendenz, das trifft auch auf das Buch und die Wissenschaft zu, um den Bogen zu unseren bisherigen Themen zu span-

nen, dass der Tauschwert gegenüber dem Gebrauchswert immer wichtiger wird. Manche Sachen haben eben keinen unmittelbaren Gebrauchswert. Wissenschaftliches Arbeiten, vor allem geisteswissenschaftliches Arbeiten hat keinen unmittelbaren Gebrauchswert. Wenn ich heute ein geisteswissenschaftliches Buch lese, ziehe ich am Ende keinen Strich und sage: »Das habe ich jetzt gelernt«. Es hat eine bestimmte Wirkungsweise, die einem vielleicht im ersten Moment gar nicht bewusst ist. Das heißt sein Gebrauchswert ist zunächst unsichtbar. Und die Tauschwerte, das, was man unter Kulturindustrie versteht, werden immer wichtiger. Alles wird zur Ware, jede Ausstellung wird zur Ware. Der Event der Ausstellung wird wichtiger als die Ausstellung selbst.

WIEDERIN: Ich betrachte das natürlich primär als Literaturbuchhändler, und da hat es Mitte der 90er Jahre schon Neugründungen mit sehr engagierten Leuten gegeben, im literarischen Bereich, die eine Infrastruktur, Institutionen geschaffen haben, die qualitativ schon einen Quantensprung für die Literaturszene in Innsbruck bedeuteten. Also, da hat es ab '95 wirklich eine Aufbruchsstimmung gegeben, die toll war. Das hat natürlich sofort Auswirkungen auf das literarische Leben des Landes gehabt, Auswirkungen auf Verlage, Autoren, Veranstalter, bis

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

hin natürlich zum Buchhändler und sämtliche Vermittler. Da ist jetzt eine gewisse, zum Teil scheinbare Sättigung da. Speziell in Innsbruck kam es zu extremen Terminüberschneidungen, und die Stimmung ist jetzt sicher nicht mehr so gut wie noch vor fünf Jahren. Damals zogen meiner Wahrnehmung nach noch alle an einem Strang und eine gewisse Euphorie war spürbar. Das hat der Stadt natürlich auch gut getan.

Ist es Ihrer Meinung nach auch Verantwortung der Politik, eine solche Entwicklung mitzutragen, zu fördern? Ist es überhaupt legitim, dass die Politik direkt in den Kulturbetrieb eingreift?

HEY-EHRL: Das ist gar keine Frage der Legitimität, das ist eine Frage der Verpflichtung! Veranstaltungen finanzieren sich nicht selber, die Kultur finanziert sich oft nicht selber und ist auf Zuwendungen der öffentlichen Hand angewiesen. Das finde ich auch gut so. Es wird ja alles Mögliche unterstützt, warum sollte gerade die Kultur nicht unterstützt werden. Das ist natürlich der unmittelbare Zugang zu dem Thema. Ansonsten liegt es auf der Hand: Könnte man Kultur in Grad messen, natürlich ist das eine blöde Geschichte, aber könnte man sie in Grad messen: Je höher der »kulturelle Grad«, umso gesicherter und gefestigter ist auch

eine Demokratie. Das ist ein ganz einfaches politisches Statement. Kultur steht auch immer für Vielfalt. Kultur ist auch immer Auseinandersetzung mit dem »Anderen«. Wenn ich mich auf Kultur einlasse, werde ich immer konfrontiert mit dem Fremden. Diese Auseinandersetzung sehe ich immer auch als politische Auseinandersetzung, das zwingt mich als Konsumenten zu Positionen, zwingt KünstlerInnen immer zu Positionen etc. Das ist für mich immer eine politische Diskussion. Das kann man überhaupt nicht trennen.

WIEDERIN: Das sehe ich auch so.

HEY-EHRL: Es gibt sicher diesen philosophischen Aspekt, und den rein ökonomischen Aspekt: Die Verpflichtung des Staates, der Gemeinschaft, kulturelle Aktivitäten zu fördern, unabhängig von deren Inhalt. Es sollen also nur die materiellen Bedingungen geschaffen werden.

Was können speziell Absolventen der Innsbrucker Komparatistik Ihrer Meinung nach zu diesem Kulturbetrieb beitragen? Was sind die »Vorzüge« unseres Instituts?

HEY-EHRL: Das ist natürlich eine schwierige Frage, darüber müsste man wirklich lange nachdenken. Aber wenn ich an Thomas anschließen darf: Es gab

Mitte der 90er eine Szene, ein starkes Engagement für Literatur in Innsbruck. Das Stichwort ist einfach: Engagement. Ich kann nur von mir sprechen, was zum Beispiel nicht funktioniert hat, war die Kleinverlagsmesse [Anm. Inntext] mit dem Günther [Anm. Vallaster] und dem Yeti [Anm. Beirer] zusammen. Das war ein Engagement, leider war es das Jahr darauf nicht mehr erfolgreich. Man hätte eine Kontinuität herstellen müssen. Man muss sich dorthin begeben, wo etwas los ist, und entscheiden: »Interessiert mich das?«, »Mache ich das mit?«. Mit dem Bescheidenen, was da ist, kann man ja etwas machen. Ansonsten braucht man den Mut, einen Schritt zu machen. Wir waren uns am Anfang auch gar nicht sicher, ob das funktioniert, mit der Kleinverlagsmesse, aber am Ende hat es doch geklappt. Ohne staatliche Subventionen, ohne Subventionen der Stadt und vom Land! Da mussten wir improvisieren, aber genau diesen Schritt muss man machen. Zum Teil kenne ich die Diskussion von mir persönlich, man beschwert sich, dass nichts los ist. Man muss selber aufstehen und etwas machen!

WIEDERIN: Man muss sich auch fragen, was man denn gern hätte. Wenn ich genau weiß, was fehlt, und meine, mich in dem Bereich gut auszukennen, das mit Leidenschaft machen zu können, dann mach ich das halt. Da gehören einfach

Grundeigenschaften her wie: Mut, Leidenschaft. Das erwarte ich mir gerade von der Vergleichenden Literaturwissenschaft, die ohnehin immer neugierig über den eigenen Tellerrand schauen muss und will. Die ja immer den Vergleich zu anderen Künsten und Ländern sucht. Das ist eine Grundqualität, die ich mir von einem Komparatisten erwarte. Damit kann man sehr viel machen.

HEY-EHRL: Das ist die große Chance dieses Studiums. Diese offene Karrierechance. Man weiß mit dem Beginn des Studiums noch nicht, was dabei herauskommt. Bei anderen Studien ist das eingegrenzter: Man wird etwa Lehrer oder Übersetzer. Bei der Vergleichenden Literaturwissenschaft ist das meines Erachtens sehr offen, und das ist im Falle unseres Institutes in Innsbruck tatsächlich auch der Fall. Die Beschäftigung mit Film, mit Musik, Tanz, natürlich auch der Literatur, bietet eine Breite, die man wirklich als Chance wahrnehmen muss. Vielleicht habe ich keine Karriere vor mir, aber ich habe eigentlich jede Chance auf jede Karriere.

WIEDERIN: Und folgendes kann ich auch aus meiner und anderen Biografien beifügen: Man sollte schon während des Studiums die Chance ergreifen, Sachen zu probieren. Zum Beispiel in einem klassischen Be-

EKKEHARD HEY-EHRL
THOMAS WIEDERIN

rufsfeld, wie im Journalismus, einem Filminstitut, einer Buchhandlung, einem Verlag, Lektorat tätig zu sein.

HEY-EHRL: Oder man wird ein guter Psychoanalytiker. Das Wissen über Literatur und die Fähigkeit, Texte zu interpretieren, ist die erste Voraussetzung eines guten Psychoanalytikers. :)

Jetzt kommen wir zu einem spontaneren Teil des Interviews, in dem wir Ihnen Begriffe nennen, auf die Sie in einigen Worten oder kurzen Sätzen spontan reagieren. Es kann auch nur ein Wort sein.

Facebook

HEY-EHRL: Palawern.
WIEDERIN: Langweilig.

Kapitalismus

HEY-EHRL: Diese Frage stellen Sie ausgerechnet mir? :-)) Ein Begriff: Ausbeutung.
WIEDERIN: In der heutigen Ausprägung fatal.

Konkurrenz

WIEDERIN: Als Denkmodell vollkommen daneben.
HEY-EHRL: Das ist ein Kampfbegriff.

Kulturförderung

HEY-EHRL: Ist in jeder Hinsicht zu bejahen.
WIEDERIN: Gehört erhöht.

Orchideenfächer

HEY-EHRL: Ganz, ganz wichtig!!! Fünf mal unterstreichen und drei Rufezeichen.
WIEDERIN: Hegen und pflegen!

Privatleben

(Allgemeines Gelächter)
WIEDERIN: Wunderbar.
HEY-EHRL enthält sich der Antwort.

Protest

HEY-EHRL: Versteht sich von selber.
WIEDERIN: Auf alle Fälle!

Subkultur

HEY-EHRL: Absolut.
WIEDERIN: Subkutan.

Tomas Tranströmer

HEY-EHRL: Lyriker, vollkommen unbekannt und überraschend Nobelpreisträger, es gibt kaum Bücher. Oder doch: es gibt drei Bücher.

Vergleichende Literaturwissenschaft

HEY-EHRL: Eine Chance, die man ergreifen soll.
WIEDERIN: Ein schönes Studium ...
HEY-EHRL: Ich hab's ja nicht studiert.

Das Interview führten CHRISTOPHE KOROKNAI und DAVID PRIETH.

Hr. Hasibeder, Sie sind Programmleiter des Haymon Verlages. Warum?

HASIBEDER: Ich habe vor 10 Jahren hier im Verlag angefangen, damals im wissenschaftlichen Bereich als Projektleiter, und dann als Lektor zum literarischen Programm gewechselt. Das war im Skarabæus Verlag, der Literatursparte im Studienverlag. Dort habe ich sozusagen das Handwerk der Arbeit in einem Literaturverlag gelernt. 2004 wurde der Haymon Verlag in unser Verlagshaus integriert, und nachdem ich als Lektor die nötige literarische Erfahrung mitgebracht habe, bin ich zum Haymon Verlag übergewechselt. Als 2008 mein Vorgänger den Verlag verließ, war ich vermutlich das logische Angebot für eine interne Nachbesetzung. Ich glaube, dass ich durch meine vorangegangene Tätigkeit als Projektleiter und Lektor die notwendige Berufserfahrung mitgebracht habe,

um den Tätigkeitsbereich eines Programmleiters ausfüllen zu können.

Man kann sich gut vorstellen, dass tagtäglich eine große Anzahl an unverlangten Manuskripten auf Ihrem Schreibtisch landet. Wie viele davon lesen Sie tatsächlich bzw. nach wie vielen Seiten erkennen Sie, dass dieses Manuskript in den Papierkorb gehört?

HASIBEDER: Wir bekommen jährlich ca. 1300 bis 1500 (per Post und digital) derartige Manuskripte zugeschickt. Ich schaue jedes Manuskript kurz an, 3 bis 5 Minuten, und versuche in der ersten Stufe jene herauszufiltern, von denen ich gleich zu Beginn sagen kann, dass sie nicht in unser Programm passen (z.B. weil es sich um Genres handelt, die wir nicht im Programm führen). Jene, die ich zur näheren Prüfung beiseite legen, das sind ca. 10 bis 20%, schaut unsere Lektorin an, üblicherweise die ersten 20 Seiten, legt mir diese wieder vor und wir entscheiden gemeinsam, ob sich ein näherer Blick lohnt oder nicht. Jene, die mir von der Lektorin empfohlen werden, lese ich komplett. Das sind jährlich ca. 30 oder 40 Stück, die ganz gelesen werden. Manuskripte unserer Stammautoren werden dagegen immer komplett gelesen. Auch jene Manuskripte, die wir von einem Autor anfordern. D.h. ich komme im Jahr durchschnittlich auf 70 bis 80 Manuskripte.

Wie viele Neuerscheinungen gibt es pro Jahr?

HASIBEDER: Von den unverlangten Manuskripten erscheinen 1 oder 2 Stück pro Jahr als Buch, bei den Stammautoren oder aktiv angesprochenen Autoren liegt die Quote viel höher, jedenfalls bei über 50%.

Nach welchen Kriterien beurteilen Sie die unverlangten Manuskripte?

HASIBEDER: Als erstes schaue ich, ob das Manuskript in unser Programm passt oder nicht. Wir bekommen sehr viele Manuskripte angeboten, die nicht in unsere Programmschienen passen, z.B. Kinderbücher. Zweitens, auch in Hinblick auf die unterschiedlichen Kapazitäten unserer Programmschienen (im Bereich Lyrik gibt es nur 2 oder 3 Neuerscheinungen jährlich, die meist durch Stammautoren abgedeckt werden), versuche ich herauszufinden, wie ernst es einem Autor mit dem Schreiben ist. Für den Verlag ist es ein wichtiger Unterschied, ob jemand nur einmal ein Manuskript vorlegt, z.B. seine Lebensgeschichte, oder ob jemand eine ernsthafte Schriftstellerkarriere betreiben und auch Nachfolgewerke schreiben will. Als drittes Beurteilungskriterium achte ich bei erzählenden Texten, vor allem im Krimibereich, ob die Geschichte gut, originell und span-

GEORG HASIBEDER
MARKUS HATZER

nend ist, ob sie schlüssig ist. Viertens achte ich auf sprachliche Kriterien, ob der Autor sein Handwerk beherrscht, sprich: ob er weiß, wie man erzählt, wie man Dialoge und Metaphern gestaltet etc. Ein paar stilistische Fehler sind kein Ablehnungskriterium, dafür gibt es im Verlag das Lektorat. Wenn der Dialog hingegen klingt, als stamme er aus einer schlechten Vorabendserie, dann ist das ein Ablehnungskriterium.

Hr. Hatzer, denken Sie, dass künstlerische und literarische Inhalte bzw. Ziele mit ökonomischen vereinbar sind?

HATZER: Es ist die Aufgabe und Funktion eines Verlegers, diese beiden Welten zu vereinen, am Besten in seiner Person, um damit den Verlag zum Erfolg zu führen, inhaltlich sowie ökonomisch.

Gibt es Werte in Ihrem Leitbild, die für Sie zentral sind, und sind diese im Alltag umsetzbar?

HATZER: Es geht natürlich im ökonomischen Bereich um die Wertsteigerung eines Unternehmens, was wir im Verlag vor allem über die inhaltliche Arbeit erreichen. Es geht bei einem Verlag vor allem darum, welche Rechte erworben werden, mit welchen Autoren eine längerfristige Arbeitsbeziehung eingegangen wird. Ein weiterer zentraler Wert ist es für uns, für unsere

MitarbeiterInnen einen angenehmen Arbeitsplatz zu schaffen und zu erhalten. Weiters ist es für uns wichtig, dass das gesamte Verlagshaus im Prinzip der Aufklärung steht, zum Beispiel werden Sie bei uns keine esoterischen Bücher, Vampirromane etc. finden.

Der Studienverlag will u.a. wissenschaftliche Literatur einer breiten Leserschaft zugänglich machen, ist das nicht ein Widerspruch in sich?

HATZER: Das ist dann kein Widerspruch, wenn Wissenschaftler so schreiben, dass eine breite Leserschicht ihre Texte lesen und verstehen kann. Es gibt dafür im Studienverlag sehr viele Beispiele. »Im Namen der Ordnung« von Horst Schreiber ist ein Buch, das allen diesen Anforderungen entspricht. Es geht dabei v.a. darum, wie das Thema aufgearbeitet wird, und wir wünschen uns AutorInnen, die wissenschaftlich ausgebildet sind, aber ihre Inhalte und Themen so vermitteln können, dass sie eine breite Schicht interessant findet. Dies gelingt natürlich nicht bei jedem Projekt, das wäre zu schön, aber es gelingt sehr oft.

Welche Rolle spielt das Aussehen/ die Optik eines Buches für Sie?

HATZER: Die grafische Gestaltung und die technische Ausstattung eines Buches müssen mit der Zielgruppe und

dem Nutzen für den Käufer übereinstimmen. Bei einem Roman erwartet sich der Leser ein bestimmtes Format, einen schönen Satzspiegel, eine gut lesbare Schrift und eine solide Verarbeitung, damit der Leser das Buch auch z.B. auf Reisen mitnehmen kann. Im Vordergrund der Grafik steht die Lesbarkeit des Buches. Der Umschlag ist ein Werkzeug des Marketings und Vertriebes, wir im Verlag nutzen den Umschlag vor allem als Werbefläche. Zugleich muss die Umschlaggestaltung natürlich auch zu Thema und Inhalt passen, ein Buch verkauft sich dann gut, wenn alle diese Faktoren mit einfließen.

HASIBEDER: Der Umschlag darf natürlich kein falsches Versprechen in Hinblick auf den Inhalt eines Buches abgeben, er muss mit der Erwartungshaltung des Lesers korrespondieren. Wenn Krimi draufsteht, muss Krimi drin sein.

HATZER: Es geht vor allem um die Zielgruppe; wir müssen uns fragen, wie wird die jeweilige Zielgruppe auf das Buch reagieren.

Hr. Hasibeder, seit 2008 gibt es eine Taschenbuchreihe im Haymon Verlag, wie wird sie angenommen?

HASIBEDER: Die Taschenbuchreihe HAYMONtb wird im Großen und Ganzen sehr gut angenommen, sowohl vom

Buchhandel als auch von den Endkunden. Wir haben in der Taschenbuchreihe ein relativ breit gefächertes Programm, d.h. wir verlegen Krimis, sehr anspruchsvolle Literatur, Sachbücher bis hin zu Kochbüchern. Natürlich gibt es in den unterschiedlichen Genres ein unterschiedliches Niveau der Akzeptanz am Markt. Krimis werden besser angenommen als sehr anspruchsvolle Literatur, aber wir haben festgestellt, dass man auch in diesem Genre, vor allem wenn die Bücher im schulischen Bereich integriert und im Unterricht verwendet werden, mit Taschenbuchausgaben von österreichischer Literatur nach 1945 sehr erfolgreich sein kann.

Anderes Thema: Blogs und Chatrooms – harmonisieren diese neuen Medien mit der traditionellen Buchkritik?

HASIBEDER: Zusammenfassend kann dieser Bereich im Moment noch nicht betrachtet werden, dafür ist zu viel in Bewegung. Aber unsere bisherige Erfahrung ist, dass es Blogs, Literaturforen und Diskussionsplattformen gibt, in denen Diskussion über Literatur auf einem sehr hohen Niveau stattfindet und die in gewisser Weise die traditionelle Buchkritik zumindest gut ergänzen können. Sie haben auch für die Verbreitung von Büchern Relevanz. Im Krimibereich gibt es z.B. eine Plattform namens krimicouch.de, die sich zu einem Leitmedium

GEORG HASIBEDER
MARKUS HATZER

im Krimibereich entwickelt hat. Sie arbeitet auf einem hohen Niveau und erreicht eine breite Leserschaft. Ähnliches gilt für literaturkritik.de, eine der ersten Literaturplattformen im Internet. Und es gibt auch Online-Lesegruppen, in denen 20 oder 30 Personen dasselbe Werk lesen und anschließend diskutieren. Diese integrieren manchmal die Autoren in Form von Interviews, auch das ist ein erfolgreiches Format. Aber es gibt genauso gut auch Blogs und Foren, die nur in sehr kleinen Kreisen wahrgenommen werden, die von Einzelpersonen als Liebhaberei betrieben werden, aber keine größere Reichweite haben.

HATZER: Die Herausforderung besteht auch hier darin, die Spreu vom Weizen zu trennen. Es gibt tausende Foren mit allen möglichen Schwerpunkten, und es ist unsere Aufgabe als Verlag, zu erkennen, mit wem wir zusammenarbeiten.

Sie arbeiten also aktiv mit solchen Foren zusammen?

HATZER: Ja natürlich, das gehört einerseits zum Bereich Pressearbeit, andererseits aber auch zum klassischen Marketing mit Kooperationen, Verlosungen, Bannerwerbung.

HASIBEDER: Diejenigen Plattformen, die im eigentlichen Sinn Rezensionen veröffentlichen, bekommen von uns auch

Rezensionsexemplare zur Verfügung gestellt. Für uns ist das eine Ergänzung zu allen anderen Vermittlungswegen von Literatur, in einem anderen Medium, aber auf ähnlichem Wege wie Buchbesprechungen in Zeitungen.

Dann nimmt dies neben den traditionellen Wegen der Buchkritik schon einen großen Platz ein?

HATZER: Das hängt auch davon ab, um welches Buch, welche(n) AutorIn es sich handelt. Es ist klar, dass ein junger Münchner Autor wie Nikolai Vogel, der selbst in diesem Medium sehr gut vernetzt ist, dort mehr Erfolg hat, als wenn man versucht, einen Autor im Internet zu promoten, der eher ein traditionelles Literaturpublikum anspricht. Man muss die Öffentlichkeitsarbeit auf die Inhalte, Zielgruppen und Persönlichkeiten der AutorInnen abstimmen.

HASIBEDER: Wer sich für Lyrik interessiert, liest vermutlich eher die Rezensionen der FAZ oder der ZEIT. Das Krimipublikum ist dagegen sehr offen für Empfehlungen im Online-Bereich, während Krimis in Printmedien relativ wenig rezensiert werden.

HATZER: Buchmarketing ist zu 90% Empfehlungsmarketing, z.B. Rezensionen, Blogs, Amazon-Bewertungen und die normale Mundpropaganda. Wir

versuchen auf allen möglichen Wegen gute Empfehlungen für unsere Bücher zu erreichen. Das ist nur möglich, wenn Inhalte, Zielgruppen und Wege ganz genau berücksichtigt werden.

Beachten Sie Rezensionen über anderer Autoren, bevor Sie diese oder ähnliche in ihr Programm aufnehmen?

HASIBEDER: Ich lese sehr viele Rezensionen, dadurch bekommt man einen guten Eindruck, was bei der Leserschaft ankommt und was nicht. Ich lese Blogs und Amazon-Bewertungen von Privatpersonen, weil man auf diesem Weg am meisten über die Vorlieben und Abneigungen der Zielgruppe in Erfahrung bringt. Eine der größten Herausforderung in einem Verlag ist es, zu verstehen, wie die jeweilige Zielgruppe »funktioniert«.

HATZER: Zu ihrer Frage, ob ein Titel/ein(e) AutorIn in das Verlagsprogramm aufgenommen wird oder nicht, ist zu sagen, dass diese Entscheidung von sehr großer Tragweite ist, da wir mit allen AutorInnen eine langfristige Zusammenarbeit anstreben. Wir machen nicht ein Buch und dann das nächste mit einem/einer anderen AutorIn, sondern wir versuchen, AutorInnen langfristig für den Verlag zu gewinnen, und dabei beziehen wir alle zur Verfügung stehenden Informationen mit ein.

Wie kommen Sie zu neuen Autoren?
Über Empfehlungen?

HASIBEDER: Ein relativ häufiger Weg ist die Empfehlung eines Autors, von Journalisten etc., mit denen wir in Kontakt stehen. Eine andere Möglichkeit ist auch, dass wir in Bereichen, in denen wir unser Programm verstärken wollen, gezielt Autoren suchen. Preise sind dabei auch ein Kriterium, aber nicht ausschlaggebend.

HATZER: Dies gilt allerdings nur für den Literaturbereich, im Sachbuchbereich sucht man eher nach Themen als nach AutorInnen. Wenn man ein interessantes Thema identifiziert hat, versucht man, passende Autoren zu finden.

Was verstehen Sie unter Kultur- bzw. Kunstvermittlung?

HATZER: Ich kann nur für den Verlag sprechen. Ein Literaturverlag hat verschiedene Funktionen, eine davon ist das Auswählen und Erkennen von interessanten Texten. Hier hat der Verlag in weiterer Folge auch eine gewisse soziale Funktion, in dem Sinn, dass ein Verlag AutorInnen mit LeserInnen zusammenführt.

HASIBEDER: Ich glaube, dass der inhaltliche Bereich und der ökonomische schwer zu trennen sind. Unsere Aufgabe

GEORG HASIBEDER
MARKUS HATZER

ist es, die Inhalte, die die AutorInnen produzieren, einem möglichst großen Publikum zu vermitteln. Einerseits ist das eine ökonomische Notwendigkeit, da der Verlag dadurch sein Geld verdient, andererseits haben wir im Literaturbereich den Anspruch, nur solche Bücher zu veröffentlichen und dem Publikum weiterzuvermitteln, von denen wir überzeugt sind, dass sie einen gewissen kulturellen Wert besitzen.

Also ist Kultur- und Kunstvermittlung zwischen Bildung und Marketing anzusetzen?

HASIBEDER: In der Verlagsarbeit müssen immer zwei Dinge zusammenspielen: Es gibt einerseits die Inhalte, die für sich sprechen müssen und die einen eigenen Wert haben. Und es braucht andererseits die Kommunikations- und Marketingarbeit des Verlags, deren Ziel es ist, unter der Vielzahl von jährlichen Neuerscheinungen auf jene hinzuweisen, die dem Verlag am Herzen liegen, und für diese ein Publikum zu finden. Das ist nicht nur ein Anspruch von Bildung und Kunst, sondern auch von Unterhaltung mit Niveau, im Belletristik-Bereich ist das ja nicht wirklich zu trennen.

HATZER: Für uns wäre es ein großes Problem, wenn der Stellenwert des Lesens in der Kulturvermittlung abnehmen würde. Daher versuchen wir

z.B. mit Krimis neue Leserschichten zu finden. Diese fungieren als Türöffner in jenen Buchhandlungen, die nicht nur auf Literatur spezialisiert sind. Mit dieser und ähnlichen Strategien versuchen wir, das Lesen an sich, ob von Krimis oder Gedichten, als Freizeitbeschäftigung interessant zu machen.

Ist dies auch ein finanzielles Standbein?

HATZER: Krimis können unter Umständen ein finanzielles Standbein sein, das ist aber nicht von alleine so. Der Maßstab ist die Qualität des Werkes und die Fähigkeit des Verlages, Buchhändler, Leser, Journalisten u.a. von der Wichtigkeit des Buches zu überzeugen. Das klappt nur mit einem hohen Qualitätsanspruch des Verlages, egal ob es sich um ein unterhaltendes Werk handelt oder um sogenannte »ernste Literatur«.

Themenwechsel: Bei einem Bewerbungsgespräch mit einem/r potentiellen neuen MitarbeiterIn, worauf legen Sie besonderen Wert?

HATZER: Ich versuche in erster Linie, die Person ein wenig näher kennen zu lernen. Den Ausbildungshintergrund abzutesten ist relativ einfach, im Gespräch versuche ich aber herauszufinden, ob die Person für die Arbeit im Literaturbetrieb prinzipiell geeignet ist. Dabei

geht es mir stark um soziale Kompetenzen und die sprachliche Ausdrucksform.

HASIBEDER: Für mich ist daneben auch die Fähigkeit, Eigenverantwortung wahrzunehmen, sehr wichtig. Ich versuche herauszufinden, wie BewerberInnen an ein Problem herangehen, und ich versuche mir vorzustellen, wie er oder sie in einem eigenen Aufgabenbereich agieren würde. Ein wichtiges Kriterium darüber hinaus ist es noch, ob jemand zu unserem Team passen würde, z.B. ob jemand in einem Team kommunizieren kann und sich gut integriert. Zusammenfassend würde ich sagen, dass die Ausbildung ein nicht unwichtiges Kriterium ist, aber soziale und persönliche Werte mehr Gewicht haben.

HATZER: Für uns als kleines Unternehmen sind die persönlichen Eigenschaften extrem wichtig, da wir jede Stelle optimal besetzen wollen und müssen. Ein weiteres Kriterium ist es herauszufinden, ob der oder die BewerberInnen ernsthaft und langfristig in einem Verlag arbeiten will. Für viele Menschen ist das Arbeitsgebiet »Verlag« positiv besetzt, aber die Realität schaut oft anders aus. Im Verlag gibt es sehr viel Routinearbeit, man muss vielseitig sein und eine hohe Konzentrationsfähigkeit besitzen. Das sind hohe Anforderungen, und ich versuche in einem Bewerbungsgespräch herauszufinden, ob die Person

diese auch erfüllen kann. Der Erfolg eines Verlages beruht zu einem großen Teil auf einer guten Organisation. Es gibt 10.000 Kleinigkeiten pro Jahr, die gut klappen müssen. Ein Autor versteht keinen Spaß, wenn er zu einer Lesung in die falsche Buchhandlung geschickt wird, es akzeptiert auch niemand einen Tippfehler am Buchumschlag. Schon kleinste Fehler zeitigen in einem Verlag größte Wirkung. Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, Merkfähigkeit sind Qualifikationen, ohne die man in einem Verlag nicht arbeiten kann.

Das heißt, diese Werte wiegen mehr als ein abgeschlossenes Studium? Man besitzt sie oder nicht, während des Studiums werden sie ja nicht explizit vermittelt.

HATZER: Man kann natürlich nicht als Lektorin oder im Verlagsmarketing arbeiten, wenn man keine entsprechende Ausbildung hat, das ist die Voraussetzung. Eine andere Voraussetzung ist soziale Kompetenz, die Fähigkeit, den Verlag nach außen hin zu vertreten. Es sind viele verschiedene Dinge, die in einer Person vereint sein müssen, und daher ist es auch so schwierig, gute Mitarbeiter zu finden.

HASIBEDER: Weitere wichtige Kriterien sind Kommunikationsfähigkeit und Eloquenz. Man muss in einem

GEORG HASIBEDER
MARKUS HATZER

Verlag mit vielen unterschiedlichen Partnern kommunizieren, mit einem Starautor ein vernünftiges Telefonat führen, mit einem Buchhändler oder Veranstalter reden, man muss auf vielen verschiedenen Ebenen in der Lage sein zu kommunizieren, und man muss in der Lage sein, sich immer wieder neu auf verschiedene Gesprächspartner einzustellen.

Diese Dinge lernt man ja auch nicht unbedingt im Uni-Alltag. Vor allem die geisteswissenschaftlichen Studien werden zunehmend auf Bachelor- und Masterstudiengänge umgestellt. Das hat durchaus Folgen für den Arbeitsmarkt, wie würden Sie die Konsequenzen einschätzen?

HASIBEDER: Wie Sie schon sagten, viele der Anforderungen, die für den Arbeitsalltag, nicht nur in einem Verlag, wichtig sind, gibt die Universität ihren Studierenden nicht mit. Die Uni kann zur Charakterentwicklung beitragen, meine eigene Erfahrung ist allerdings, dass ich die meisten sozialen Qualifikationen, die ich für meine berufliche Laufbahn und meinen beruflichen Alltag brauche, mehr bei den verschiedenen Jobs gelernt habe, die ich neben dem Studium absolviert habe. Ich habe dort gelernt, mich selbst zu organisieren, Projekte in Angriff zu nehmen. Was mir die Uni beigebracht

hat, war eher die Fähigkeit, mit Texten umzugehen, sie zu produzieren, zu beurteilen, zu verstehen. Ich glaube, dass das auch ein Bachelorstudium problemlos vermitteln kann.

Was würden Sie Studierenden vermitteln, wenn Sie die Möglichkeit hätten, einen Tag als Lehrender an der Universität zu verbringen? Abgesehen von den bereits erwähnten Fähigkeiten?

HASIBEDER: Ich würde den Studierenden sagen: Überlegt euch, bevor ihr Bewerbungen schreibt, genau, was ihr machen wollt, wohin ihr euch beruflich orientieren wollt, in welches Arbeitsumfeld und mit welchen Zielen. Das zweite, was ich Studierenden gerne beibringen würde, wäre, Projekte, die einem übertragen werden – auch Projekte während des Studiums, etwa Proseminararbeiten – so gewissenhaft wie möglich zu erledigen und sich nicht mit halbherzigen Lösungen zufrieden zu geben. Wenn man sich diese Haltung angeeignet hat, wird man es im Berufsalltag leichter haben, seine Aufgaben energisch durchzuziehen und gut zu erledigen. Ich habe während des Studiums selbst oft die Erfahrung gemacht, dass es möglich ist, ein Studium mit nur 50%igem Aufwand ausgezeichnet abzuschließen; wenn man dann allerdings in einen Beruf einsteigt, kommt man mit dieser Haltung nicht mehr weiter.

HATZER: Es kommt darauf an herauszufinden, was man beruflich will und seine Pläne zielstrebig zu verfolgen. Wenn man herausgefunden hat, dass man beispielsweise LektorIn in einem Literaturverlag werden will und alles daran setzt, dieses Ziel zu erreichen, dann ist schon viel geschafft. Dadurch ist es für mich als Arbeitgeber erst möglich, eine/n MitarbeiterIn optimal zu fördern. Aufbauend auf eine fundierte Ausbildung, ein, zwei Praktika in guten Verlagen, dann kann eigentlich nichts schiefgehen. Es ist fast kurios, dass wir ständig gute MitarbeiterInnen suchen, aber nicht genügend finden. Ich habe diesen Verlag nun seit 20 Jahren und habe mit gut 200 oder 300 Leuten Erfahrung gesammelt, z.B. als PraktikantInnen oder Lehrlinge. Dabei ist mir aufgefallen, dass viele von ihnen ihre beruflichen Ziele nicht klar definieren. Mein Rat an Studierende wäre also, dass es besser ist, sich ein Jahr Auszeit zu nehmen und ernsthaft zu überlegen, was man wirklich will. Das ist kein verlorenes Jahr, wenn man sich danach sicher ist, was man erreichen möchte. Ich denke, Georg (Hasibeder) war sich von Anfang an sicher, was er werden möchte. Seit ich ihn kenne, weiß er, was er in einem Literaturverlag machen will und erreichen möchte. Wenn dies einmal definiert ist und der Verleger diese Entscheidung mitträgt, dann funktioniert die Karriere auch.

Also kann man bei Ihnen von einem Traumjob sprechen, Hr. Hasibeder?

HASIBEDER: Ja, einer der zwei Traumjobs, auf die ich hingearbeitet habe.

Als Abschluss haben wir noch vier Begriffe, die ihre spontane Reaktion verlangen:

Charlotte Roche

HASIBEDER: Guter Marketingerfolg.

Google-Books

HATZER: Schwierig.

Ingeborg-Bachmann-Preis

HASIBEDER: Nicht mehr so wichtig wie vor Jahren, aber immer noch ein schöner Szenetreff.

»Kunst ist Dünger für den Tourismus.«

HATZER: Finde ich nicht. Das greift zu kurz.

Was machen Sie morgen anders als heute?

HASIBEDER: Mich mehr aufs Wesentliche konzentrieren.

HATZER: Gestern früher schlafen gehen.

Ort: Verlagsbüro Haymonverlag,
Erlersstraße 10, Innsbruck
Datum/Zeit: 8. November 2011, 10:15 Uhr
Das Interview führten STEFANIE BLASY
und DANIELA SCHWARZER.

Können Sie kurz Ihren Ausbildungs- und Karriereweg beschreiben?

Ich habe ein Oberstufengymnasium in Schwaz besucht, bevor ich mich dann für ein Lehramtsstudium mit Französisch und Deutsch entschlossen habe. Während meines Studiums war ich ein Jahr in Frankreich im Ausland und nach meinem Studium war ich ein Semester lang Probelehrerin am BORG in Innsbruck. Kurz danach habe ich bereits beim ORF als Regieassistentin angefangen, was ziemlich hochtrabend klingen mag, aber mehr oder weniger bedeutete, dass ich Mädchen für alles war – ich habe im Sekretariat mitgearbeitet, habe auch Bildspeicher, Grafiken und Schriften für den Regisseur gemacht. Dafür war keine spezielle Ausbildung notwendig, ich wollte aber schon immer unbedingt beim ORF als Redakteurin arbeiten, es war damals aber unmöglich dort irgendwie hineinzukommen. Ich habe

dann beschlossen, diesen Job als Regieassistentin beizubehalten, habe mir aber eine Frist von eineinhalb bis zwei Jahren gesetzt, in der ich einen Arbeit als Redakteurin beim ORF finden wollte. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte ich gekündigt und mir eben etwas Neues gesucht. Kurz darauf bot mir der ORF Tirol an, in der Lehrredaktion im Haus mitzuarbeiten, wo ich dann zwei Monate lang unter Anleitung Beiträge gestaltet habe. Wir waren damals drei Mädels und drei Burschen, und die Mädchen haben damals dann so verbissen daran gearbeitet, dass alle drei als freie Mitarbeiterinnen übernommen wurden. Danach war ich dann für mehr als zehn Jahre freie Mitarbeiterin und habe da quer durch den Gemüsegarten alles gemacht – Beiträge im Bereich Freizeit bis politische Berichterstattung, alles Mögliche einfach. Nach diesem langen Zeitraum war ich dann Chefin vom Dienst beim Radio, war dann zwei Mal in Karenz und bin jetzt seit 2004 wieder Redakteurin im aktuellen Dienst beim Radio und beim Fernsehen bei »Tirol Heute« und seit mittlerweile zwei Jahren bin ich Chefin vom Dienst beim ORF Tirol.

Also war das Unterrichten nach Ihrem Studium nie eine Option?

Nein, es war für mich nie eine Option, ich wollte es aber abschließen, damit einfach ein Abschluss da ist. Spätes-

tens in meinem Auslandsjahr war mir klar, dass ich nicht an die Schule gehen will, da schon immer ein großes Interesse für Medien da war. Ich habe dann viel für eine Bezirkszeitung gearbeitet, von der ich selten bezahlt wurde, aber doch wichtige praktische Erfahrungen sammeln konnte.

Würden Sie sagen, dass Ihre Ausbildung Ihnen den Einstieg ins Berufsleben erleichtert hat?

Auf jeden Fall! Man nimmt dann doch etwas vom Studium und dem vermittelten Allgemeinwissen mit.

Was genau ist/macht eine Chefin vom Dienst beim ORF Tirol?

Im Grunde ist eine Chefin vom Dienst eine Sendeverantwortliche; ich bin dafür verantwortlich, was am Abend in »Tirol Heute« auf Sendung geht, inhaltlich sowie redaktionell. Das bedeutet auch, dass ich Ansprechpartnerin für die RedakteurInnen bin, wenn es inhaltliche Fragen gibt, und ich arbeite auch mit dem Dispo, dem Sekretariat, zusammen, das die Kamerateams und Schnitte einteilt, und es ist unsere Aufgabe dafür zu sorgen, dass alles unter einen Hut gebracht wird. Ich muss den RedakteurInnen sagen, wie lang ihre Beiträge sein dürfen, damit man am Abend in 20 Minuten alles unterbringen

kann; ich entscheide, ob eine Geschichte heute oder morgen gesendet wird, und vor allem kümmere ich mich um die Inhalte der Sendung und kann somit auch das ok für einen Beitrag geben. Das Wichtigste ist einfach, dass wir am Abend auf die Sekunde fertig werden, da gibt es kein wenn und aber, nach 20 Minuten beginnt die Werbung und wir müssen unsere Sendung beendet haben.

Wie sieht ein typischer Arbeitstag bei Ihnen aus?

Mein Arbeitstag beginnt um 9 Uhr mit der ersten Sitzung, an der Chefredakteur, Chefin vom Dienst des Radios, sowie der Internet-Chef teilnehmen, in der dann besprochen wird, was am jeweiligen Tag dringend bearbeitet werden muss. Um halb 10 gibt es dann eine Redaktionssitzung für »Tirol Heute«, und dort wird gemeinsam mit den RedakteurInnen das Programm der aktuellen Sendung besprochen; dort werden dann die Themen vergeben und Pressekonferenzen besetzt. Danach geht jedeR seiner/ihrer Arbeit nach, und ich stehe für eventuelle Fragen tagsüber zur Verfügung.

Was reizt Sie besonders an Ihrem Beruf und was macht Ihnen am meisten Spaß?

Der Stress. (*Lacht*) Leider wird der

Rahmen immer kleiner, man kann jedoch noch immer entscheiden, wie die Sendung ausschauen soll, welche Beiträge vorkommen sollen, obwohl wir leider aufgrund von Einsparungen immer weniger Personal haben und daher auch immer weniger Geschichten produzieren können. Das wirkt sich besonders bei den Kameraleuten aus, aber auch bei den RedakteurInnen und Cuttern, und man ist dann schon sehr an diese gewissen Kapazitäten gebunden und muss einfach das Beste daraus machen und sehr selektiv an das Ganze herangehen – manches kann dann halt einfach nicht gesendet werden. Ganz besondere Freude bereitet mir in diesem ganzen Stress noch dafür zu sorgen, dass ein angenehmes Klima herrscht, in dem man gern gearbeitet wird, und vor allem auch die Diskussionen, die sich immer wieder bei den Sitzungen ergeben, und die Gestaltung der verschiedenen Sendungen.

Welche Qualitäten sind Ihrer Meinung nach besonders wichtig oder nützlich in Ihrem Berufsfeld?

Stressresistenz. Neugier. Man muss sich einfach für alles interessieren, man kann nicht mehr der Einstellung, dass man von 8 bis 18 Uhr Dienst hat und danach Feierabend hat und an nichts mehr denkt, haben; so funktioniert dieser Beruf nicht. Ich habe

auch viele KollegInnen gehabt, die mit dem Stress nicht gut umgehen konnten; die sehr gute JournalistInnen waren, wenn es aber darum ging, auf Sendung zu sein, wurde ihnen das zu viel und haben sich dann im Ende für eine andere Karriere entschieden.

Was sollten StudentInnen/AbsolventInnen mitbringen, um z.B. beim ORF Fuß fassen zu können?

Ein sehr, sehr gutes Allgemeinwissen. Sie sollten sich z.B. nicht nur mit dem regionalen Politiksystem auskennen, sondern auch am laufenden Geschehen interessiert sein und wissen, was aktuell ist, und das nicht nur auf Tirol bezogen. Ein Studium an sich ist bestimmt eine gute Basis, um ins Berufsleben einsteigen zu können, reicht allerdings keineswegs aus. Es gibt mittlerweile immer wieder AbsolventInnen von Publizistikstudien, die sich mit den technischen Hilfsmitteln bereits sehr gut auskennen, ich muss aber sagen, dass das auch etwas ist, das man einfach durch viel Praxiserfahrung lernen kann. Die Persönlichkeit ist mit am allerwichtigsten; sehr schüchterne Menschen werden es in meinem Berufsfeld eher schwer haben, da man einfach tagtäglich sehr viel mit anderen Leuten zu tun hat und man sich nicht immer sofort abwimmeln lassen darf und dafür viel Durchsetzungsvermögen benötigt.

Ist es wichtig, was für eine Art von Studium man absolviert hat?

Wenn man zum Beispiel speziell in der Kulturredaktion arbeiten will, dann ist es sicher gut, wenn man sich im Bereich Kultur insgesamt sehr gut auskennst. Ob das jetzt Literaturwissenschaften sind ... unbedingt notwendig ist es nicht, aber es ist sicher eine sehr gute Basis. Wenn man im aktuellen Dienst arbeitet, ist das weniger gefragt, aber sicher auch nützlich. Aber man kann sicher nicht sagen, ich bin eine Literaturwissenschaftlerin, ich kann kein Interview darüber machen, ob die Feinstaubbelastung zu groß ist. Das funktioniert leider nicht. Wenn man nur an diesem einem Aspekt Interesse hat, muss man versuchen, in die Kultur- oder Internetredaktion zu kommen, in der man sich dann spezialisieren kann.

Also kann man sich dann schon spezialisieren auf Bereiche, die einen besonders interessieren?

Kann man schon, ja. Was in Wien natürlich noch mal viel mehr ein Thema ist, die haben auch die Spezialredaktionen. In einem Landesstudio gibt es schon die Kultur, den Sport, den aktuellen Dienst, also die drei Großen. Im aktuellen Dienst gibt aber sowohl Kultur, Wirtschaft, als auch Chronik, alles ein bisschen. Also da ist das

ULRIKE SCHWEIGER

Allgemeinwissen schon sehr gefragt.

Also sollte man sich für alles ein bisschen interessieren und auch etwas darüber wissen?

Ja.

Wenn Sie einen Tag als Lehrende an der Uni unterrichten würden, was würden Sie den Studierenden unbedingt mitgeben wollen?

Da wiederhole ich mich wahrscheinlich wieder: dass man, wenn man von der Uni kommt, sicher nicht fertig ist, und dass man einfach wach bleiben soll, aber das auch noch nach zwanzig Jahren in dem Beruf. Das Zeug muss einen einfach interessieren. Wenn ich frei habe und ich höre den Hubschrauber fliegen, dann rufe ich meinen Kollegen an, der jetzt den sogenannten »heißen Dienst« hat und sage: »Du, bei mir fliegt der Hubschrauber, weißt du das?« Es muss dich einfach interessieren, das musst du mitbringen. Wenn du das nicht hast, dann ist es sicher nicht das Richtige.

Was für einen Stellenwert hat Kunst, Kultur und Literatur beim ORF Tirol?

Das hat einen hohen Stellenwert. Wir haben eine sehr gute Kulturredaktion, wir machen auch viel, unsere Hörspiele werden immer wieder ausgezeichnet.

Wir haben jeden Tag Kulturberichterstattung, von der Kulturberichterstattung, im Radio und im Fernsehen. Das ist die absolute Ausnahme, dass im Radio mal kein Tirol-Beitrag kommt von der Kultur.

Aber eher regional?

Ja, das ist regional. Es gibt dann in der »Zeit im Bild« die aktuelle Kultur, die ist international, die auch immer wieder von uns beliefert wird. Dann gibt es noch die großen Kultursendungen, die langen, jetzt auch mit ORF 3, da wird geliefert, da wird viel gemacht, auch mit 3sat. Es gibt immer weniger freie Mitarbeiter, fast keine mehr, aber es gibt welche, und zum Beispiel gerade in Sachen Kultur, die dann da auch immer wieder zuliefern. Es kann durchaus sein, dass eine große Kulturveranstaltung in Tirol, wenn sie groß genug ist und gut gemacht ist, auch in 3sat gesendet wird.

Wenn sich AbsolventInnen bei Ihnen vorstellen, welche Fähigkeiten suchen Sie besonders?

Kommunikativ müssen sie auf alle Fälle sein, nicht im stillen Kämmerlein sitzen und sich da vorbereiten, sondern sowohl mit den Leuten im Studio kommunizieren, als auch mit Leuten draußen. Sie müssen einfach Menschen sein, die Sachen erfahren,

die eben ganz egal bei welcher Veranstaltung sie sind, sich etwas überlegen und etwas davon mitnehmen.

Also, es kommt weniger darauf an, dass man schon zig Praktika absolviert hat?

Das ist immer gut. Praktika bei einer Bezirkszeitung, bei einem Privatsender, bei Life-Radio, bei Antenne, bei der TT, das ist alles gut, das zählt alles. Du musst auch nicht gleich mit der ORF-Kulturredaktion anfangen; wenn du sagen kannst, ich habe da und da und da was gemacht, das zählt immer.

Wäre es überhaupt möglich, dass man gleich einsteigt?

Vielleicht mit einem Praktikum, das kann schon sein. Das gibt es immer wieder, es ist immer sehr, sehr schwierig, aber es tut sich immer wieder irgendwas auf.

Wie sehen Sie das Internet, wird es als Nachrichtenmedium wichtiger, oder sehen Sie es nur als Informationsmedium?

Es gibt drei Säulen, wir sind trimedial. Wir haben Internet, Radio und Fernsehen. Das Internet ist am schnellsten, und es wird immer wichtiger. Die Zugriffe, ich habe jetzt da keine

Zahlen, aber sie sind sensationell. Und das ist auf der anderen Seite auch das Problem vom Fernsehen, dass wir natürlich nicht viele junge Zuschauer haben. Das ist schon ein Problem.

Glauben Sie, das Radio wird langsam abgelöst?

Das glaube ich nicht, aber es gibt schon viele Leute, die um halb die lokalen Nachrichten einschalten und dann wieder wegschalten.

Also hat »Tirol Heute« ein eher älteres Publikum?

Ja, schon. Dreißig plus, vierzig plus. Und es ist auch schwierig, die Jungen herzukriegen. Du kannst dann schon wieder einmal einen Beitrag machen, aber dass deshalb jetzt so viel Junge mehr zuschauen ... die schauen sich das dann im Internet an, aber die ganze Sendung »Tirol Heute« schauen sie sich nicht an, das ist schon schwierig.

Etwas ganz anderes: Die GIS-Gebühren sind ja jetzt wieder erhöht worden. Uns hat interessiert, wie das eigentlich wirklich zusammenhängt: Die freien Sender finanzieren sich über die Werbung, und im ORF gibt es auch viel Werbung. Wie wird es noch gerechtfertigt, dass man Werbung und GIS-Gebühren hat und,

wie wir jetzt gehört haben, auch noch Mitarbeiter abgebaut werden ...

Es gibt die Landesabgabe in der GIS-Gebühr, davon bekommt der ORF. Der Großteil geht ans Land, an den Kulturfond, von dem Kulturveranstaltungen und Projekte des Landes finanziert werden. Gerade mit den Werbeeinnahmen haben wir auch ein großes Problem: die Krise. Die Werbeaufträge gehen enorm zurück, und wir haben da natürlich große Einbußen. Auf der anderen Seite können wir gar nicht mehr mithalten mit den großen Privaten, die Filme können wir uns nicht mehr leisten. Sportübertragungen können wir uns nicht mehr leisten. Da ist Österreich zu klein, da ist der ORF zu klein, der kann da nicht mehr mitbieten. Wenn du dir Deutschland anschaust, die haben andere Einnahmen. Da haben wir schon einen irren Spagat zu schaffen, weil du es ja anbieten mußt; da ist Fußball, da ist Formel 1, das ist eben einfach so. Du kannst sagen, mich interessiert es nicht, aber viele andere eben schon. Die Opern, die wir natürlich auch anbieten, kosten ein Heidengeld.

Und das wird dann teils auch über diese Gebühren finanziert? Also zahlt man eigentlich für das Programm, das einem geboten wird?

Genau.

Hatten Sie ein Vorbild oder gibt es eine Persönlichkeit, die Sie beeindruckt hat?

Nein. Ich habe eine Kollegin, die inzwischen in Pension ist, die eigentlich die Vorreiterin war, was Frauenthemen anbelangt in den Landesstudios; sie hat sich da sehr durchgekämpft. Und sie hat dann sozusagen meine Generation ein bisschen unter die Fittiche genommen, und wir haben andererseits sie mit Themenzulieferung unterstützt. Wir hatten auch ganz gute Frauensendungen, das war für diese Zeit schon sehr neu und wurde auch sehr kritisch begrüßt. Die Politik war über die kritische Berichterstattung nicht sehr erfreut.

Wann war das?

Das war in den 90er Jahren.

Also hat die Politik in diesem Bereich Einfluss?

Ja, sehr viel.

Zensur?

Es gibt ja viele Formen von Zensur – aber die Politik hat schon ihren Einfluss – wie in anderen Medien, etwa Zeitungen, auch. Es ist ja auch jetzt wieder ein Thema. Wir bekommen am 1.1.2012 einen neuen Direktor. Das war

ein Riesenthema, wobei natürlich die anderen Medien daran interessiert sind, den ORF anzukratzen, weil das ja eine große Konkurrenz ist. Je schlechter du den ORF machst, umso besser ... das ist einfach so, man muss das auch wissen als Hintergrund, wenn dann über den ORF so geschimpft wird, gerade in der Kronenzeitung. Die liefern sich ja wirkliche Gefechte. Es ist ja ganz offen darüber geredet worden, wie politisch diese Direktionsstellen besetzt werden. Aber als Redakteur bist du der Objektivität verpflichtet, das ist Statut.

Wie läuft das ab, dass man zu verstehen kriegt, dass gewisse Arten von Sendungen nicht erwünscht sind?

Damals war es ganz konkret: Es gab eine Sendung über die Kinderbetreuung in Tirol. Das war eine sehr kritische Sendung, damals hat es auch einfach nichts gegeben. Die Politik hat diese Art Berichterstattung gar nicht gern gesehen, da gab es viele Beschwerden bis hinauf zum Landesintendanten. Die Sendung ist dann noch einige Zeit gelaufen, wurde dann aber von einer anderen abgelöst.

Gibt es Versuche, mehr junge Leute ins Boot zu holen? Ist man interessiert an dieser Zielgruppe?

Ja, schon. Das Problem ist, dass uns die

Leute wegsterben. Wir haben momentan das ganz große Problem, dass wir praktisch keine neuen Leute mehr aufnehmen. Es gibt einen Personalstopp und viele Stellen werden nicht mehr nachbesetzt. Jetzt kriegen wir natürlich auch keine jungen Leute, die uns junge Themen bringen. Und wenn ich als 40-, 50-jährige junge Themen mache, ist das auch nicht wirklich das Wahre.

Es gibt also Versuche, aber es ist schwierig, bedingt durch Personalmangel?

Ganz genau. Es ist eben auch sehr regional. Klar, das ist auf der anderen Seite aber auch die große Stärke, weil du da natürlich schon die Bindung hast; bei vielen gehört das einfach dazu: um 19 Uhr wird eingeschaltet. Da weiß man dann, was im Land passiert. Das trifft bei uns auf die Generation unserer Großeltern zu. Unsere Generation ist mehr daran interessiert, was rundherum passiert.

Was wären nötige Entwicklungen, damit sich das ändern würde?

Das ist, glaube ich, das Problem, das momentan in allen Bereichen herrscht: Qualität muss gefragt sein. Wenn du qualitätsvolle Beiträge machen willst, brauchst du die Leute dazu. Einer allein kann nicht drei, sondern nur eine

Geschichte machen; du brauchst die Kameraleute, die dann eben nicht nur eine Stunde Zeit haben, sondern drei, oder statt drei fünf. In Tirol kommt ja die geographische Lage dazu; bis wir in Galtür oder im Außerfern sind, da ist ein Weg schon so lang. Und man muss auch zurückfahren und produzieren, allein das muss man irgendwie berücksichtigen. Da wird es halt auf der anderen Seite immer enger. Wie sollst du den Spagat schaffen?

Glauben Sie dann auch, dass sich das Medium sehr verändern wird, dass es immer mehr auf Internet umsteigen wird, dass zum Beispiel immer mehr Leute im Internet Radio hören und fernsehen werden?

Das kann schon sein. Wir haben versucht herauszufinden, ob der ORF irgendwie auf Facebook oder Twitter vertreten ist. Da kenn ich mich nicht so aus. Unsere Leute sind schon auf Facebook, unsere Moderatoren vor allem.

Und als Nachrichtenmedium, also ORF-Nachrichten auf Twitter?

Auf Youtube sind wir schon. Gerade Armin Wolf, das Aushängeschild der ZIB 2, ist einer der fleißigsten Twitterer, und da gibt's jetzt große Probleme. Es soll angeblich per Gesetz verboten werden, dass der ORF via facebook mit Hörern/

Sehern kommuniziert, was uns natürlich sehr abschneiden würde gerade von der Kommunikation mit den Jungen.

Wir haben ein paar Schlagwörter vorbereitet; Sie antworten bitte einfach ganz spontan.

Kapitalismus

Wird zuviel Bedeutung beigemessen.

Konkurrenz

Ist gut.

Kulturförderung

Könnte noch besser sein.

Orchideenfächer

Gibt es für mich nicht. Hat alles seine Berechtigung.

Privatleben

Ganz, ganz wichtig, als Ausgleich. Und sollte man nicht hinanstellen.

Protest

Mich wundert, dass die Leute nicht mehr protestieren.

Subkultur

Wie kommen wir an Geschichten aus diesem Bereich? Würde mich sehr interessieren.

Tomas Tranströmer

Habe ich mir schon lange vorgenommen.

men zu lesen, habe ich bis jetzt nicht
geschafft, aber vielleicht über Weih-
nachten, wenn's Christkind was bringt.

Vergleichende Literaturwissenschaft
Find ich ein ganz tolles Studium.

Ort: Cafeteria des ORF Tirol
Datum/Zeit: 21. November 2011, 11:00 Uhr
Das Interview führten VALERIE MELLER
und VERONIKA SCHUCHTER.

Wissen Sie, was Vergleichende Literaturwissenschaft ist? Oder können Sie mit dem Begriff gar nichts anfangen?

Nein, ein bisschen schon. Meine frühere Frau hat ja Germanistik studiert. Außerdem war ich schon ein paar Mal beim »Montagsfrühstück«. Das hat zwar nur am Rande mit den Vergleichenden Literaturwissenschaften zu tun, aber ein bisschen bekomme ich schon mit. Aber wenn ich es jetzt definieren müsste, wäre das wahrscheinlich schwer, aber ich würde aus dem Wort heraus Vergleich und Literatur empfinden. Und ich glaube, früher hieß der Professor Konstantinović. Da ist es auch viel mit verschiedenen Sprachen verglichen gewesen.

Haben Sie einen Bezug zur Vergleichenden Literaturwissenschaft?

Eher weniger ... oder gar keinen.

Warum machen Sie bei diesem Interview mit?

Es ist so, dass ich Jus studiert habe und meine Interessen daher immer auch außerhalb des Juridischen hatte. Ich bin sehr viel mit der Uni verbunden, weil ich der Archäologischen Gesellschaft vorstehe und deshalb auch mit der Universität zusammenarbeite, vor allem mit der Archäologie. Mir gefällt eigentlich immer alles, was außerhalb meines Bereiches liegt. Es öffnet mich gegenüber anderem. Und wie ich von diesem Interview gehört habe, habe ich gesagt: Ja, da mache ich mit. Ich habe nur euch zwei nicht gekannt. Ich habe nicht gewusst, wer da daher kommt. Es ist also nicht personenspezifisch, sondern eher sachspezifisch. Ich habe das Thema nicht gewusst, dass es um Vergleichende Literaturwissenschaft und Berufswelt geht.

Welche Position besetzen Sie im Unternehmen?

Ich bin Gesellschafter einerseits, das heißt, ich habe Firmenanteile. Andererseits bin ich Geschäftsführer, das heißt, verantwortlich für das wirtschaftliche Ergebnis. Eine Firma hat mehrere Gesellschafter, aber oft nur einen oder zwei Geschäftsführer und so bin ich also Geschäftsführer in der Gesellschaft. Beteiligt am Gewinn,

aber auch ein Gehalt durch die Arbeitsleistung, die ich dort einbringe.

Welche Ausbildung haben Sie genossen?

Jus, ich habe Jus studiert, also eine juristische Ausbildung. Darüber hinaus keine. Davor bin ich in die normale Mittelschule gegangen.

Haben Sie diese Studienrichtung schon mit dem Ziel, in die Firma einzusteigen, ausgewählt?

Nein, überhaupt nicht. Ich komme ja aus einer Familie, in der immer in der Mühle gearbeitet wurde. Ein Studium war da eigentlich gar nicht vorgesehen. Und Jus war das Einzige, das ich durchsetzen konnte. Ich habe daneben Geschichte studiert, aber nicht abgeschlossen. Jus habe ich fertig studiert, aber mein Interesse ist eigentlich ein historisches. Mich interessiert alles, was zurück liegt, und weniger, was vor mir liegt.

Gab es einen Konflikt, zwischen dem, was Ihre Eltern wollten und Ihren eigenen Wünschen?

Ja, auf jeden Fall. Es war schwierig durchzusetzen, dass ich überhaupt studieren durfte. Das kann man sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen. Irgendwie darf jeder alles studieren

und alles tun, was er will. Das hat aber irgendwie auch gepasst. So hat man halt schnell sein müssen.

Würden Sie noch einmal das gleiche studieren?

Ja, ich bin sehr zufrieden mit meinem Studium. Es hat mir eigentlich gut gefallen. Das Jusstudium ist ein sehr schönes. Der rechtshistorische Abschnitt ist wunderbar und ich habe gelernt, juridisch zu denken, logisch zu denken. Mir gefällt das sehr gut, ich würde das sofort wieder machen. Ich habe jetzt auch eine Tochter, die das studiert.

Eine Dozentin von uns hat auch Jus studiert und sagt, es ist ein sehr lektüreintensives Studium, bei dem man auch lernt, mit Texten umzugehen.

Auf jeden Fall. Allein die Legistik, so nennt sich die Wissenschaft, Gesetze zu formulieren, sollte ja sprachlich ganz auf der Höhe sein. Da ist leider Gottes ein großer Mangel. Gerade in der Legistik bräuchte man sinnvollere Formulierer, als was jetzt im Moment produziert wird.

Wie sieht Ihr durchschnittlicher Arbeitstag aus?

Ich bin in einem typischen Beruf, der Höhen und Tiefen hat. Es gibt Monate,

da fällt es gar nicht auf, wenn ich nicht in der Firma bin. Zum Beispiel der Juni. Da merkt niemand, ob ich da bin oder nicht. Aber während der Ernte im August, Juli, August, muss ich einfach von sechs in der Früh bis acht am Abend da sein. Das heißt, der durchschnittliche Arbeitstag ist extrem verschieden. Er ist von gar nichts tun müssen bis ganz viel tun müssen. Das ganz viel tun müssen bedeutet, sehr viel telefonieren, weil ich vor allem Getreide einkaufe. Das ist mein Hauptaufgabengebiet und ich muss Kontakt halten zu Getreidehändlern in ganz Europa. Wenn die Ernten sind, und die sind nun mal im Hochsommer, dann ist richtig Stress. Dann geht es letztendlich den ganzen Tag ums Preisgefeilsche. Das Wesentliche von meinem Arbeitstag ist, dass ich zu den Zeiten, an denen Arbeit anfällt, ich sie mache, und zu den Zeiten, an denen eben keine Arbeit ist, ich mich nicht mit irgendwelchem Blödsinn beschäftige, sondern etwas tue, was ich gern tue. Schlimm sind die Leute, die durcharbeiten und kaum ist es stressig, dann ausfallen. Das ist so, wie der Nikolaus nicht am 6. Dezember krank sein darf, so darf ich es halt nicht bei der Getreideernte. Der durchschnittliche Arbeitstag, so über das Jahr herunter gebrochen, ist ein Büroarbeitstag. Also, ich sitz am Schreibtisch, verhandle Preise beim Einkauf und verhandle Preise beim Verkauf.

Wie sehen Ihre Wünsche für die Zukunft der Firma Rauchmehl aus?

Das ist erstens mal der Hauptwunsch, nicht pleite zu gehen, den man als Unternehmer immer haben muss. Sozusagen nicht Geld verlieren. Ich bin ja in der Getreidebranche. Ich will Getreide kaufen und Mehl verkaufen, und da kommt man selbst in diese Mühle zwischen den Getreideeinkaufspreisen und den Mehlverkaufspreisen. Das bedeutet, wenn der Getreideeinkaufspreis sehr steigt, bringt man es nicht unmittelbar im Verkaufspreis in den Einzelhandel hinüber. Der Lebensmittelhandel gibt das nicht weiter. Da kann es Zeiten geben, dass man Geld verliert. Und das wünsch ich mir, dass die Zeiten nicht zu massiv sind und außenstehende Sachen meine Arbeit so beeinflussen, dass ich dagegen gar nichts tun kann. Also, einen Kampf gegen Windmühlen möchte ich nicht erleben. Ein Fassbinder am Ende des 19. Jahrhunderts hat es gemerkt: Er kann noch so viel arbeiten, es ist aus. Niemand braucht mehr Fässer. Das ist eine Situation, in die ich nicht kommen möchte. Der andere Wunsch ist, im bescheidenen Wohlstand weiterarbeiten zu können und den Mitarbeitern vor allem auch ein guter Dienstgeber zu sein. Das ist für mich ganz wichtig. Ich habe sehr viel Bezug zu all meinen Leuten. Ich kenne auch die Familien alle. Ich

möchte, dass alle geordnet in Pension gehen können und ihr Glück innerhalb der Firma erfahren. Das ist kein sehr hohes Ziel, das ich habe, wirtschaftlich, aber ein humanistisches vielleicht.

Wie lautet Ihre Unternehmensphilosophie?

Die Unternehmensphilosophie ist uns vorgegeben von allen möglichen Marketingleuten. Das heißt letztendlich immer unsere Kunden zufrieden stellen. Das ist die Philosophie, die jedes Unternehmen hat. Persönlich habe ich eine andere. Meine Unternehmensphilosophie ist neben dem Alltag, gemeinsam mit den Mitarbeitern möglichst viel Mehrwert aus diesem Alltag herauszuziehen. Beispielsweise jetzt mit euch einen Kaffee trinken zu gehen und über Vergleichende Literaturwissenschaft zu reden, soll für alle Mitarbeiter in der Firma möglich zu sein. Ein Motto gibt es in diesem Sinne gar nicht. Wohlbefinden möchte ich sagen.

Sie unterstützen andere Werte wie Familie etc.?

Ja, ganz genau.

Kultur, Freizeit?

Ja. Ich schätze Dinge, die neben der Wirtschaft noch bestehen können.

ANDREAS RAUCH

Sie haben also ausgelagerte Marketingagenturen, die sich um die Unternehmensphilosophie etc. kümmern?

Ja, Marketing machen wir nicht selbst. Marketing ist ein klassischer Fall, wo man ein bisschen reißerisch unterwegs sein muss. Und das liegt mir überhaupt nicht.

Wie viele Mitarbeiter beschäftigt Rauchmehl?

Ungefähr 100.

Bietet Ihre Firma neben Mehl und Tierfutter auch andere Produkte an?

Wir machen Mehl und Tierfutter. Aber ein Gutteil des Firmenertrages erzielen wir inzwischen mit Immobilien. Das heißt, die Frage »anbieten« kann ich so jetzt nicht beantworten. Aber wir besitzen sehr viele Immobilien, die wir gewerblich vermieten. Das ist ein Gutteil des Ertrages, außerdem bin ich Geschäftsführer in einem Elektrizitätswerk, das auch zur Firma gehört. Wir sind auch Stromanbieter. Wir haben jetzt auch ein neues Elektrizitätswerk gebaut, gemeinsam mit den Innsbrucker Kommunalbetrieben. Aber sonst als Produkt bieten wir nur die zwei Sachen an. Tierfutter und Mehl.

Sind alle Familienmitglieder in die Firma eingebunden?

Die anderen Familienmitglieder sind alle Gesellschafter. Sie haben »nur« Firmenanteile, aber ein Cousin ist auch Geschäftsführer in der Gesellschaft. Er macht, so wie ich, die Geschäftsführung. Er ist für die technischen Sachen zuständig. Das heißt, ich bin kein Techniker, eine Glühbirne einschrauben ist das Maximum, das ich kann. Übrigens erkennt man einen mitarbeitenden Firmenchef innerhalb der Firma angeblich immer daran, ob er bei einer Abendführung die Lichtschalter findet oder nicht, weil er sonst nie reingeht. Das stimmt nämlich wirklich. Ich gehe oft mit anderen Leuten in andere Firmen, und wenn ich merke, der Chef ist nicht einmal in der Lage, den Lichtschalter zu finden, dann weiß ich, der arbeitet nicht im Betrieb mit.

Ergeben sich gelegentlich Probleme durch die Zusammenarbeit mit Familienmitgliedern?

Bei uns nicht, aber das ist eine hohe Kultur, die sich im Lauf der fast 200-jährigen Firmengeschichte entwickelt hat, dass alle gelernt haben, sich zurückzunehmen. Aber ich kenne schon Firmen, wo es große Konflikte gibt. Insbesondere mit diesen Adabeiseiten, wenn ein paar zu sehr in die Öffentlichkeit streben. Wir haben den Konflikt aber eigentlich nicht, weil sowohl mein Cousin als auch ich überhaupt

kein Interesse daran haben, irgendwo in einer Zeitung zu sein. Das gilt auch für die jeweiligen Partnerinnen. Denn das ist nämlich die zweite, ganz große Bruchstelle. Dass die Angeheirateten, in diesem Falle die Frauen, untereinander zu sehr in Clinch kommen. Wer ist jetzt sozusagen die Frau Rauch, gesellschaftlich. Das Problem haben wir nicht. Erstens wohnen wir zu wenig nah zusammen, und dann haben auch alle kein Interesse. Das läuft sehr positiv. Geschichtlich haben die Ehefrauen aber schon eine Rolle gespielt, denn in der Gründungszeit hat eine Ehefrau sehr viel Geld in die Ehe gebracht. Mit diesem Vermögen ist dann der Getreidehandel aufgezogen worden, das war der Grundstein für das Vermögen.

Wie wird sichergestellt, dass Rauchmehl ein Familienunternehmen bleibt? Ist das überhaupt ein Anliegen?

Es ist sichergestellt durch einen Gesellschaftsvertrag, der, sollte ein Gesellschafter verkaufen wollen, den anderen Gesellschaftern Vorkaufsrecht gibt, diesen Gesellschaftsanteil zu kaufen, bevor es nach außen geht. Man muss von dem natürlich nicht Gebrauch machen. Wenn man sagt, das ist jetzt zu teuer, oder der eine erzielt woanders mehr, dann würde es kein Familienunternehmen mehr bleiben. Aber bis jetzt war es so, dass immer die Fami-

lie, wenn Firmenanteile angefallen sind, sie intern aufgegriffen hat. Dieser Gesellschaftsvertrag bietet der Familie die Möglichkeit, zu entscheiden, will sie ein Familienunternehmen bleiben oder lässt sie den Firmenanteil nach außen gehen. Es ist nicht unbedingt Ziel, ein Familienunternehmen zu bleiben, es hat sich bis jetzt so ergeben.

Haben Sie bei Ihren Kindern die Erwartung, dass eines von ihnen in den Betrieb einsteigt?

Nein. Ich hab einen Sohn und zwei Töchter und ich halte die Firma möglichst fern von ihnen, damit sie allein ihr Lebensglück erreichen können. Es kann ja immer noch sein, dass irgendwann jemand einsteigt. Aber ich habe das selbst erlebt, wie viel Druck von meiner Elternseite auf mich ausgeübt wurde, dass ich das eigentlich nicht übernehmen möchte. Also ich lasse das einmal so laufen. Außerdem hatte ich die Kinder relativ jung. Ich habe jetzt Kinder, die sind 26, 24 und 21 und bis ich in Pension gehe, sind das dann 20 Jahre oder 15 Jahre. Ich kann ja keinem Kind zumuten, 15 oder 20 Jahre neben dem Vater im Büro zu hocken. Das finde ich ganz unmöglich, die Zeiten sind vorbei. Das lassen wir einfach alles auf uns zukommen.

Welche Eigenschaften sind not-

wendig, um heutzutage in seinem Beruf Erfolg zu haben?

Es ist wichtig, nicht zu spezialisiert zu sein. Ich bin tatsächlich der Meinung, dass eine möglichst umfassende humanistische Ausbildung mehr Wert ist als irgendeine Spezialisierung auf ein Detail. Und ich glaube, das auch sehen zu können in der Wirtschaftskrise, wie das in den letzten paar Jahren gewesen ist. Wenn man nur dem Geld nachrennt, ohne den Humanismus im Hintergrund zu berücksichtigen, dann wird das einfach nichts. Nur so ist es beispielsweise möglich gewesen, dieses Cross-Border-Leasing, dass das Land Tirol die Wasserwerke zum Steuersparen einem Amerikaner übertragen hat. Dass quasi eine Volkswirtschaft die andere ausnimmt. Mit einem humanistischen Gedanken wäre das nicht möglich. Darum glaube ich, dass eine möglichst breite Ausbildung wichtig ist. Also für mich ist Vergleichende Literaturwissenschaft gleich wie Jus oder irgendetwas anderes auch, eine gute Basis. Man muss sich dann nur dementsprechend auch verkaufen können. Das ist dann wahrscheinlich ein anderer Punkt.

Welche Eigenschaften erwarten Sie von Ihren Mitarbeitern?

Ich bekomme täglich zehn Bewerbungen. Und jetzt beantworte ich die nicht

mehr, die ich per Email bekomme, denn das schaffen wir nicht. Aber ich beantworte alle, die schriftlich kommen, was natürlich ungewöhnlich ist. Dann muss ich mir noch ein Unterscheidungskriterium raussuchen; welche Leute stehen mir jetzt näher als die anderen. Jetzt sind das alle »Wunderwuzis«, die sich bewerben. Jeder muss sich natürlich präsentieren. Ich mache das jetzt so, ich unterscheide sie an den Hobbys. Und zwar gibt es die Egomane, die gehen tauchen, Fallschirmspringen, langlaufen, joggen, tanzen. Und dann gibt es die, die mir zeigen, dass sie sich schon einmal in die Gemeinschaft eingebracht haben. Kinderlager betreuen, Noten ordnen im lokalen Musikverein, und diverse solche Sachen. Wenn bei den Hobbys immer nur so egomanische sind, dann nehme ich sie nicht, das interessiert mich schon gar nicht. Deshalb kann ich bei den Bewerbungen nur empfehlen, bei den persönlichen Interessen etwas reinzuschreiben, bei dem der Dienstgeber sieht, dieser Mensch ist sozial und er hat Interesse an einem sozialen Zusammensein. Das wird fast nie gemacht. Ich bin ganz überrascht, wie selten so etwas drinsteht. Als Bewerber meint man offensichtlich unter Hobby muss man Selbstverwirklichungssachen reinschreiben. Das ist eine echte Empfehlung, die ich abgeben kann. Nachdem reihe *ich* zumindest. Ich weiß nicht, ob die anderen Dienstgeber auch darauf

schauen. Im Bewerbungstraining lernt man ganz komische Sachen, da lernt man zum Beispiel, dass man auf die Bewerbung Initiativbewerbung raufschreiben muss. Was auch immer dieses Wort heißt. Sie meinen damit wahrscheinlich, sie übernehmen diese Initiative sich jetzt zu bewerben. Aber das muss scheinbar in so einem Training gelernt werden. Ich bekomme immer nur Initiativbewerbungen und nicht Bewerbungen. Da weiß ich dann schon, das geht jetzt nach dem und dem Schema runter, und die Hobbys am Schluss sind dann auch immer Tauchen, Fallschirmspringen.

Das sind dann Einzelsportarten. Bei Mannschaftssportarten differenzieren Sie dann schon nochmal?

Ja, genau. Wenn einer zu einem Volleyballverein geht, ist mir das lieber als ein Solotaucher. Aber lieber ist mir, wenn es jemand anderem zugute kommt. Wenn jemand ein Praktikum im Kinderdorf macht. Da merke ich, das ist ein sozialer Mensch, der von sich auch etwas gibt, damit ein anderer einen Nutzen hat. Das gefällt mir persönlich sehr. Er hat bei mir einen echten Stein im Brett.

Nehmen Sie selbst an der Personalentscheidung teil?

Ja, ich mache Personal ausdrücklich selbst. Es kommen oft Leute direkt zu

uns zur Firma her, und ich hab einmal einen Fehler gemacht. Das ist schon 20 Jahre her oder 15 Jahre. Da war ein Türke da mit seinem Sohn. Mit allen Leuten, die draußen stehen, spreche ich kurz persönlich. Also ich lasse sie reinkommen, lasse sie sich hinsetzen und rede kurz. Und da hab ich gelächelt oder irgendeine falsche Mimik gehabt, da sagt er zu mir, »Wissen Sie Herr Rauch, Ihnen ist zum Lachen«, – Ich habe ihn abgelehnt. Ich habe gesagt, ich habe keinen Job. – »Ihnen ist zum Lachen, aber uns ist eigentlich gar nicht zum Lachen.« Und das ist mir so eingefahren, dass ich seit damals immer auch alle Leute hereinkommen lasse, mit Ihnen rede, aber nie lächle oder lache. Sondern wirklich versuche, immer ernsthaft das Thema zu behandeln und ihnen dann sage, es geht halt einfach nicht, weil ich keine Möglichkeit habe. Aber ich mache das noch immer persönlich.

Auf welche persönlichen Charaktereigenschaften legen Sie bei Ihren eigenen Mitarbeitern besonderen Wert?

Dass sie nicht sehr laut sind. Brüllen mag ich nicht, und dass sie nicht streiten und halt ihre Arbeit, die anfällt, an den guten Tagen, wo sie gut drauf sind, gut machen und an den schlechten Tagen, wo sie schlecht drauf sind, auch irgendwie machen, ohne dass das

Gesamtwerk ins Stocken gerät. Aber ich möchte nicht von einer Person mehr verlangen, als ich selbst in der Lage bin zu bringen. Ich kenne das bei mir ja auch, dass ich schlecht aufstehe oder mich nicht so gut fühle, und dann geht's eben nicht so gut. Ich verlange von ihnen ähnliches wie von mir, und das ist nicht Spitzenmaß, sondern Mensch.

Welche Berufszweige gibt es in Ihrem Unternehmen (Techniker, Qualitätssicherung ...)?

Also im Prinzip gibt es in der Mühle Müller. Der Müller ist ein eigener Beruf. Er stellt die Mahlwalzen ein, mit denen das Getreide gemahlen wird, und kontrolliert sie. Er ist gleichzeitig auch ein bisschen Techniker und Qualitätssicherer. Das ist auch ein eigener Lehrberuf, Lebensmitteltechniker. Darüber hinaus haben wir Schlosser, und relativ viele Leute, die Verpackungsmaschinen bedienen können, das sind aber auch technische Berufe. Da fehlt es uns auch am Leichtesten. Und der Rest ist im Großen und Ganzen im Verkauf und Vertrieb. Verkauf und Vertrieb bedeutet auch, mit LKWs ausliefern und so. Mangel haben wir tatsächlich an Leuten mit technischer Ausbildung. Bei den vielen, vielen Bewerbungen, die wir bekommen, frage ich immer, »Sind Sie Schlosser?« Und da ist nie ein Schlosser dabei. Das bräuchten wir aber.

Bei den vielen anderen, die irgendwo eine Lehre angefangen haben, frage ich immer, ob sie die Lehre fertiggemacht haben, egal was es ist. Fast alle, die sich bewerben, haben irgendeine Lehre abgebrochen. Ein Kriterium ist, dass sie irgendetwas fertig gemacht haben, egal was. Da muss man einfach zeigen, dass man einmal durchgehalten hat.

Und es ist nicht schlimm, dass man vorher etwas abgebrochen hat?

Naja, ich finde eben, dass man zwei Sachen zeigen sollte, dass man ein sozialer Mensch ist und dass man irgendetwas zu Ende gebracht hat. Die meisten Bewerbungen, die ich bekomme, sind eine Summe von Abbrüchen. Ein bisschen das und ein bisschen das. Das zeigt mir, die Person hält nicht durch bis zum Schluss. Aber wenn einer sagt, er hat Maler gelernt, fertig gemacht und dann bewirbt er sich bei mir und sagt, er hat Maler lernen müssen wegen seinem Vater, er mag das aber eigentlich gar nicht oder er verträgt die Farben nicht, dann ist das in Ordnung. Nur dieses dauernde Abbrechen ist ein bisschen komisch. Denn dann weiß ich, die sind bei uns auch nur sehr kurz. Die wollen dann oft selbst nicht. Aber unsere Berufssachen sind eine Mischung aus Technik und Verkauf, letztendlich.

Gibt es in Ihrer Firma einen Be-

darf an Geisteswissenschaftlern?

Ich glaube schon. Wir haben viele Sachen, die wir nach außen vergeben: Werbung und alle Rechtsverträge. In diesen Bereichen sind zweifelsohne Geisteswissenschaftler gefragt. Bei uns selbst, innerhalb der Firma, habe ich gerne Geisteswissenschaftler um mich, innerhalb der Geschäftsführung. Wir reden sehr oft über Kunstausstellungen, Latein oder so etwas. Aber innerhalb des Büros oder der Verwaltung würde er verkümmern. Ich glaube also nicht, dass ich einem Geisteswissenschaftler eine Stelle bieten könnte, mit der er zufrieden wäre. Also das müsste ich jetzt fast mit »nein« beantworten.

Also eher in den ausgelagerten Bereichen?

Ja. Wir versuchen Kontakt zu Geisteswissenschaftlern zu haben. Also bei irgendwelchen Forschungsprojekten über die Firma, vor allem historische, die fördern wir immer. Es gibt oft Dissertationen, Diplomarbeiten oder Bachelorarbeiten, da zahlen wir auch immer etwas dafür. Ich beschäftige mich schon sehr gern damit, wüsste aber nicht, wie ich jemanden einsetzen könnte, ohne dass ihm selbst stinklangweilig sein könnte. Wenn ein Geisteswissenschaftler jetzt super gerne LKW fahren würde, dann hätte ich schon einen Job für ihn.

Wir haben im Zuge unserer Recherche herausgefunden, dass Sie Präsident der »Archäologischen Gesellschaft Innsbruck« sind, und haben uns auch in diesem Zusammenhang gefragt, welche Rolle Kultur für Sie persönlich spielt!?

Eine große Rolle. Meine Firma, die Rauchmühle, wir sponsern ausschließlich Kultur, und keinen Sport. Zum Beispiel dieses »Montagsfrühstück« bei den Literaturwissenschaften, da sponsern wir, was es da an Gebäck gibt. Dort steht ja auch immer die Firma Brotbuben und Rauchmehl in der Einladung. So bin ich indirekt dazu gekommen. Kultur spielt schon eine große Rolle, aber wir haben jetzt natürlich nicht so viel Geld für große Events, wie die Salzburger Festspiele oder Festwochen der alten Musik, das übersteigt unsere Mittel. Wir sponsern eher kleine Dinge.

Aus welchen Gründen sponsern Sie solche Veranstaltungen? Sind das eher persönliche oder eher wirtschaftliche Überlegungen?

Ja, das sind persönliche Interessen. Das bringt für die Firma überhaupt nichts. Auf alles, das wir fördern, gibt es kein Logo und nichts mehr, das merkt kein Mensch. Es ist eher die Ausnahme, dass man dort das Logo sieht. Im Großen und Ganzen scheint

unsere Kulturförderung nicht nach außen auf. Wir wollen nichts Gutes tun und darüber reden, wir wollen nur, dass es die Institutionen spüren.

Auf der Homepage der Firma steht unter »Firmenphilosophie« »Qualität, Loyalität« und vor allem »Regionalität« ...

Ja das ist alles von den Werbeagenturen formuliert. Steht da Regionalität?

Ja. Aber sie haben vorhin erwähnt, dass Sie Kontakt zu den Getreidehändlern in ganz Europa halten müssen, das hat mich gewundert ...

Also ich muss sagen, dass es ein riesen Unterschied ist, was ich persönlich denke, was ich persönlich repräsentiere und was die Werbeagentur für eine Firma auf der Website präsentiert. Das sind schon zwei Welten. Das mit der Regionalität ist so eine Sache ... In Österreich lernt man, dass wenn man Weizen aus dem Burgenland und Niederösterreich holt, und es nach Tirol fährt – Tirol ist ein Getreide Importland – das sind 500 Kilometer, dann empfindet man das als regional, weil österreichisch. Und wenn ich es aus Bayern hole, da fährt es nur 50 Kilometer, was wesentlich näher ist, dann ist es böses Ausland. Darum ist diese Regionalität aus meiner Sicht, so wie wir sie in Österreich formulieren, Schwachsinn.

Das ist sinnlos, wie die Grundverkaufsgesetze, dass ein Wiener in Tirol Grund kaufen kann, und ein Münchner nicht. Wir sind ja eigentlich selbst eher Bayern, in dem Sinn, dass Bayern uns viel näher ist, als Wien. Nicht, dass ich was gegen Wiener hätte, so ist es nicht. Tirol war immer ein Getreide-Zuschuss-Land. Das Getreide, das in Tirol wächst, ist in zwei Tagen aufgegessen. Auch historisch schon. Tirol hat immer Getreide importieren müssen, meist über den Inn, über den Flussweg, und hat es über Jahrhunderte fast immer aus Bayern bezogen. In letzter Zeit, und nach 1945, nach dem Zweiten Weltkrieg, hat sich Österreich abgeschottet und Tirol hat sich Getreide aus Niederösterreich geholt. Jetzt gilt das bei uns als regional, obwohl es sinnlos ist, vom Verkehrsaufkommen und von der Ökologie und allem.

Das ist wahrscheinlich auch der Bio-Hype der letzten Jahre ...

Der Bio-Hype ist natürlich auch das nächste gröbere Problem, das sich dahinter versteckt. Aber man muss halt schon immer schauen, dass man nicht irgendetwas nachrennt, das gerade irrsinnig modern ist und man damit Schaden verursacht.

Wie wählen Sie die kulturellen Projekte aus, die Sie unterstützen? Nach welchen Kriterien?

Das erste Kriterium ist, dass sich jemand meldet. Wir laufen niemandem nach. Wir sind nicht begierig unser Geld auszugeben, sondern wer sich meldet, wird schon mal berücksichtigt. Dann wählen wir aus, ob wir es uns überhaupt leisten können. Das heißt nur kleine Budgets sind möglich. Und dann ist es so, dass wir nichts machen, das in irgendeiner Weise mit der Politik verbunden ist. Alles, was politisch ist, unterstützen wir nicht, auf gar keinen Fall. Es kommt auch kein Politiker bei uns in die Firma rein. Das möchte ich nicht! Ich will nicht die Politik schlecht reden, ich glaube, dass Politik notwendig ist, aber es ist unsere Philosophie, dass wir da keine Äußerungen machen. Dann gibt es kein weiteres Kriterium. Das ist dann nach dem Prinzip »jeder kriegt ein bisschen was«, der sich bewirbt. Es gibt also keine speziellen Kriterien, außer nur Kultur und kein Sport.

Also das heißt, das entscheiden letzten Endes dann Sie?

Ja, das mache ich ganz alleine.

Letzte Frage: Was würden Sie Studierenden vermitteln, wenn Sie einen Tag an der Universität wären?

Ich würde sagen, authentisch bleiben! Also möglichst der/die bleiben, die man ist, und nicht etwas anderes vorge-

ben, das man nicht ist. Das halte ich für sehr, sehr wichtig. Was würde ich denn noch vermitteln ...? Das kann man so nicht sagen ... Möglichst über den Tellerrand der eigenen Wissenschaft ausschauen, also ein bisschen was anderes anschauen. Also eigentlich das, was ihr jetzt gerade macht. Und vielleicht, wirklich das studieren, wofür man sich interessiert, und nicht aus Vernunftgründen irgendwas anderes. Ich würde jetzt Frühgeschichte studieren, das interessiert mich im Moment sehr. Ich glaube, es ist ganz wichtig, dass man nicht etwas aus Vernunftgründen studiert, wo das Herz nicht dabei ist. Wenn ich zum Beispiel Betriebswirtschaft studieren müsste, wäre das furchtbar. Das interessiert mich eigentlich gar nicht besonders. Also: authentisch, bisschen rausblicken über das eigene Fach und das tun, das man selber mag. Das würde ich, glaube ich, vermitteln.

Uns ist noch eine Frage im Nachhinein eingefallen: Weil Sie ja angemerkt haben, dass Sie die Verhältnisse Ihrer Mitarbeiter so grob kennen – Jetzt wurde ja die Mühle in Salzburg geschlossen, und das waren ja auch 20 Mitarbeiter. Wie trifft Sie das?

Das trifft mich schon sehr! Ich habe mit jedem Einzelnen einen neuen Arbeitsplatz gesucht, und jetzt haben

alle einen. Bis auf einen Mann, und der kommt wahrscheinlich bei Milupa in Salzburg unter. Aber da gibt es keinen Einzigen, der keinen Arbeitsplatz hat. Das geht also nahtlos über. Beziehungsweise zwei gehen in Pension. Da habe ich mir im letzte halben Jahr sehr viel Mühe gegeben. Weil ich damit ich auch nicht leben kann. Ich kenne die Frauen bzw. Männer und die Kinder von den Mitarbeitern. Da frag ich einfach bei befreundeten Unternehmen nach ...

Nun haben wir noch ein paar Begriffe vorbereitet, und Sie antworten bitte ganz spontan:

Facebook

Hab ich nicht.

Kapitalismus

Finde ich prinzipiell sehr positiv, aber sehe, dass gewisse Einschränkungen und Regulative notwendig sind.

Konkurrenz

Ist überhaupt das Allerwichtigste. Ohne Konkurrenz geht gar nichts.

Kulturförderung

Ist, glaube ich, ein *Muss* für Unternehmen, und mir macht es große Freude.

Orchideenfächer

Sind überhaupt das Allerallerwichtigste auf der Uni, und die müssen unbedingt

erhalten werden. Also ich bin über Ur- und Frühgeschichte, Archäologie, Sprachen und Kulturen des alten Orients mit dem Institut sehr verbunden. Das *muss* einfach erhalten werden, weil sonst verlieren wir sie. Euch würde ich aber nicht als Orchideenfächer bezeichnen.

Privatleben

Privatleben muss auf jeden Fall jedem Mitarbeiter möglich sein. Das ist eine Aufgabe von mir, dieses auch zu ermöglichen. Selbst halte ich das auch für wichtig. Sehr, sehr wichtig sogar.

Protest

Wenn Recht Unrecht wird, heißt es so schön, dann ist Widerstand Pflicht! Das glaube ich sehr wohl, dass man protestieren *muss*, wenn einem Zustände nicht passen. Weniger Freude habe ich aber damit, dass prinzipiell im Vornherein immer gleich etwas abgelehnt wird. Ich kenne Leute, die sagen immer »nein«. Ich habe einen Mitarbeiter, der sagt immer »nein«, dann sag ich »jetzt gehst und kommst in fünf Minuten wieder«, dann sagt er bei der Hälfte dann »ja«. Also, Protest ist auf jeden Fall notwendig, aber mit ein bisschen Nachdenken ... so können Modeströmungen auch laufen.

Subkultur

Subkultur gibt es für mich in dem

Sinne gar nicht, für mich ist das alles Kultur. Das Wort Subkultur kann ich jetzt gar nicht als Wort bestätigen. Also für mich ist das wie »Hochkultur«.

Thomas Tranströmer

Weiß ich gar nicht, was das ist.

Das ist der aktuelle Literatur-nobelpreisträger.

Ah, da geht's ja schon gut los ... kann ich leider nichts dazu sagen ... Ich weiß auch nur, dass er ganz wenig Lyrik geschrieben hat. Obwohl ich den Namen jetzt nicht erkannt hätte, finde ich es ganz schön, dass wieder ein Lyriker den Preis erhalten hat. Wir können den Begriff ja in »Literaturnobelpreis« umwandeln ... Der Literaturnobelpreis ist für mich jedes Jahr wieder eine Überraschung. Und ich glaube, rückblickend, dass ihn zum Beispiel der Churchill für seine Kriegserinnerungen bekommen hat ... das läuft irgendwie an mir so vorbei, ich nehme es irgendwie so wahr, wie die anderen Nobelpreise, aber nur ganz am Rand ... Es gibt mir null Orientierung, was ich lesen soll.

Vergleichende Literaturwissenschaft

Ja, da kenne ich jetzt vor allem euch und den Professor. Da weiß ich jetzt nicht, ob das zu eurem Begriff der Orchideenfächer dazugehört hätte oder nicht. Wahrscheinlich natürlich schon, aber

gerade darum halte ich es für so besonders wichtig, dass es aufrechterhalten wird. Ich glaube das ist die Kernaufgabe der Universitäten, diese Neben- oder Orchideenfächer zu betreuen, weil die Wirtschaft kann man wahrscheinlich woanders auch lernen. Ohne genau zu wissen, was Vergleichende Literaturwissenschaftler alles machen, allein dieses Wort finde ich schon so schön, dass es zu erhalten ist, auf jeden Fall.

Ort: Cafe Central, Innsbruck

Datum/Zeit: 16. November 2011, 10:00 Uhr

Das Interview führten KATHARINA
HOLLERWÖGER und LAURA SCHMIDT.

***Neurotizismus** (abgeleitet von Neurose) ist ein Persönlichkeitsmerkmal in der Persönlichkeits- und Differenziellen Psychologie und geht auf den deutschstämmigen Psychologen Hans Jürgen Eysenck zurück. Später wurde es auch faktorenanalytisch bestätigt. Neurotizismus bildet zusammen mit der Extraversion, der Verträglichkeit, der Offenheit und der Gewissenhaftigkeit die Big Five. Der Neurotizismuswert kann durch psychologische Testverfahren – in den meisten Fällen Fragebögen – erfasst werden. (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Neurotizismus>, Zugriff: 19.01.2012)

Herr Schweiger, Sie arbeiten hier in Innsbruck als Organisationsentwickler, Managementberater und Psychotherapeut.

Ja, stimmt.

Können Sie hierzu etwas über Ihren Ausbildungs- und Bildungsweg sagen?

Viel ja ... Angefangen habe ich nach der Matura mit einem Psychologiestudium. Mein erstes Semester habe ich gleich auf der Mathematik verbracht – Wahrscheinlichkeitsrechnung, viel Statistik. Das hat mich extrem frustriert, aber ich habe mich dann durchgebissen und habe nebenbei bemerkt, dass ich einem totalen Mythos aufgesessen bin. Psychologie ist Hardcore-Naturwissenschaft bis zum Ausrechnen des Neurotizismus*-Score von linkshändigen Handballern. Da kann ich mich noch gut daran erinnern. Katastrophe. Dann habe ich

mir gedacht: »Nein, das ist es nicht« und habe dann angefangen parallel eine Psychotherapieausbildung zu machen. Davor bin ich zwei Jahre lang in eine Selbsterfahrungsgruppe gegangen, weil ich testen wollte, ob ich mich dafür eigne oder ob sie mich selber gleich nach 6 Monaten als so pathologisch befinden, dass ich es gleich seinlassen kann. Das ist relativ gut gegangen. Es war eine intensive Zeit. Dann habe ich eine dreijährige Ausbildung gemacht – Gesprächspsychotherapie, Gruppentherapie nebenbei auch ein bisschen. Diese Ausbildung habe ich dann abgeschlossen. Super, toll gelaufen, wunderbar. Und ich war überhaupt nicht zufrieden. Ich habe mir gedacht, wenn mich irgendeiner auf die Menschheit loslässt, obwohl ich noch so viel Ecken und spinnde Sachen in mir habe, bitte nicht. Das war ein hoher Anspruch an mich selber. Und dann habe ich so ein Wagnis unternommen. Mich hat die Psychoanalyse immer interessiert. Die ist aber von der Ausbildung her exorbitant teuer. Ich glaub in der Zwischenzeit, kann man mit so 10 Jahren rechnen und ...

Aber das ist universitär gar nicht möglich?

Nein, diese Ausbildungen sind immer außerhalb der Uni. Es gibt so Schnuppergeschichten, wo man mal so 6 Monate etwas macht, mit denen man aber

in »freier Wildbahn« keinen Fuß fassen kann. Ach ja, nebenbei habe ich auch noch als Gitarrelehrer gearbeitet, das könnten wir noch betonen. Toller Job. Nach der Ausbildung zum Psychotherapeuten – hochdekoriert – habe ich mich mit einer Kollegin zusammengesetzt und habe gesagt, dass ich noch etwas brauche, dass ich noch was will, dass das so nicht geht. So will ich echt nicht auf die Menschheit losgehen. Dann habe ich mir die Psychoanalyse ausgesucht. In der Nähe von Innsbruck habe ich eine Ausbildung bei einer ganz tollen Analytikerin gemacht, die jetzt leider schon verstorben ist. Die Dame war eine Deutsche, die ein bisschen anders auf dem Weg war, wie die da in Innsbruck. Innsbruck hat sehr klerikale Wurzeln von der Ausbildung her. Entweder das oder eben sehr frauenbewegte. Ich identifiziere mich mit beiden Sachen etwas weniger, sagen wir so. Das ist jetzt keine Krise, aber das war damals ein Hemmschuh für mich hinzugehen und zu fragen. Aber diese Empfehlung zu dieser Dame zu gehen, war einfach super. Das habe ich dann gemacht. Ich wollte nur mal so reinschnuppern. Bin da wirklich hingegangen, so à la Offenbarung, als Patient. Also nicht »Grüß Gott, Frau Kollegin, ich hätte gern ...«, sondern bin da hin und habe gesagt, ich bin da als Person und das würde mich einfach interessieren. Das hat dann in Summe, glaub ich, 6 Jahre gedauert, die

ich da eben nicht auf der Couch gelegen bin, weil ich mich eine halbes Jahr geweigert habe, mich hinzulegen, und dann bin ich doch gelegen. Das war eine wahnsinnig spannende Erfahrung. Zeitaufwand, Kohlaufwand – logisch, aber ich habe mich für diesen Weg entschieden und der hat mir wahnsinnig gut gefallen. Nebenbei habe ich schon angefangen zu arbeiten in einer Institution für körper- und mehrfachbehinderte Erwachsene, da in Innsbruck, in einer Wohngemeinschaft. Die ganz schweren Fälle waren für mich immer schon zu heftig, ich wollte mit Leuten arbeiten, wo man etwas entwickeln kann, mit denen man ein bisschen was machen kann und die in freie Wildbahn zu bringen sind. Mache ich übrigens immer noch im Ausmaß von 20h. Das finde ich immer noch spannend, weil man immer wieder neue Leute kennenlernen. Geht gut. Auf jeden Fall bin ich damals rein voller Enthusiasmus. Der Chef war total toll und hat gesagt: »Na, Bernhard, was du für Ideen hast, und super, und endlich mal einer«. Und ich habe Gas gegeben, wie ein Henker. Ich weiß nicht, wie viele Konzepte ich da geschrieben habe – für jeden Bereich, den ich angegangen bin. Alle sind bis zum Chef gegangen und der hat mich auch ermuntert, und dann wär das über den Chef weiter zum Verwaltungsrat usw. und da war Sense, dann war es aus. Alle in der Schublade verschwun-

den. Das habe ich sehr lange gemacht, muss ich sagen, mit einem sensationellen blinden Enthusiasmus. Aber irgendwann hat es mich irrsinnig zu ärgern angefangen – Ich arbeite da, ich hänge mich da rein, ich tu, ich werde gepusht von meinem Chef, und nichts, nichts passiert. Und wenn was passiert, dann eher zufällig und am besten, dass es keiner weiß. Dann bin ich draufgekommen, dass ich mich irgendwie falsch in der Institution verhalte. Irgendwas stimmt da nicht. Dann haben mich Organisationsmodelle interessieren anfangen, und dann habe ich mich noch einmal entschieden, da war ich 40, 41, 42 – so ungefähr, noch einmal eine Ausbildung zu machen. Basis war wieder ziemlich psychotherapeutisch, es hat sich aus dem rausentwickelt, aus der bioenergetischen Analyse, das heißt das Grundmodell ist auch schon so vorgeburtlich, aber ab der Geburt fängt der Körper an, Emotionen zu speichern, aber auf der körperlichen Ebene, im Sinn von Verspannungen, Fehlhaltungen, Atembeschwerden usw. Das geht schon los, mit dem ersten Atemzug, mit dem berühmten »hhhfff«. Kälte, Licht, Schwerkraft, alles ist auf einmal da, und ab da geht's dann los. Und das kennt eh jeder von uns, das Verheben und Verhalten usw. Das ist das Grundmodell, das dann umgelegt worden ist auf Organisationen. Eine Organisation ist auch nichts anderes wie ein Organis-

mus. Das ist der grundsätzliche Blick auf die Geschichte, der ist natürlich noch differenzierter. Das Ganze hat noch einmal 5 Jahre gedauert, sehr intensiv, wahnsinnig interessant. Die Ausbildung war fantastisch, gibt es aber leider nicht mehr. Ich bin da rein als Superpsycho, und da sind Leute drinnen gesessen aus der Bank, Produktionschefs usw. Zuerst hatte ich den Eindruck, dass ich diese Leute eigentlich nicht mag. Nein, die ganzen geldgierigen Säcke und Kapitalisten. Das war irrsinnig interessant, weil du in den 5 Jahren die Leute natürlich anders kennlernst. Ich bin dann zur großen Erkenntnis gekommen, dass das auch nur Menschen sind. Während der Ausbildung haben wir schon ein bisschen angefangen Schnuppergeschichten zu machen, ein bisschen zu probieren, Betriebe kennen zu lernen, Kontakte zu knüpfen und so Auswärtszeugs – mache ich aber nicht mehr. Mich hat es so fasziniert, wie das funktioniert. Dann hat es natürlich so Sachen gegeben, wie dass ich mich anders anziehen muss, und die Haare sollte ich mir auch wieder mal schneiden, und ich brauch eine Homepage, und so brauch ich gar nicht probieren. Und dann habe ich mich irgendwann breit schlagen lassen, und ich habe mich zum Kotzen gefunden, ich habe mich selber nicht mehr im Spiegel anschauen können. Die Psychotherapie habe ich doch ziemlich eine

Zeit lang gemacht und ziemlich viele Einzelgeschichten, und ich habe immer recht viele Leute gehabt. Es sind viele Leute zu mir gekommen, auch sehr viele sehr schwere Geschichten. Und ich habe mich damals auch schon nichts geschissen, in dem Sinn von Werbung oder weiß der Kuckuck was. Irgendwann habe ich mir gedacht, ich mache den Job ganz gleich, ich geh irgendwohin und ich werde irgendwo empfohlen und das geht dann schon. Dann bin ich, wer ich bin. Ich muss mir ins Gesicht schauen können. Ich kann nur so gut sein, wie ich bin, wenn ich bin, wer ich bin. Weil wenn ich da hingeh und mich da am Nasenring durch die Gegend führen lasse – ich das tu, um was ich gebeten werde, dann weiß ich, dass ich grotten-schlecht bin. Das ist mir sehr oft so gegangen, das waren ganz spannende Vorzeiten, wo sich so ein gewisser Ruf von mir gefestigt hat und der mir jetzt (sehr) hilft in der Zwischenzeit. Ich gehe hin und ich falle nicht in die Falle rein, das um jeden Preis machen zu müssen, was von mir verlangt wird. Das heißt ich entkopple das von einer existentiellen Notwendigkeit. Das ist mir Wurst. Ich wohne in einer Garconniere, ist mir vollkommen egal. Bevor ich mich da zum Kasperl mach, nein. Mit dieser inneren Grundhaltung bin ich einmal zu einem Betrieb gegangen und bin super eingefahren, die Leute haben es zwar nicht bemerkt, aber ich. Das war in

Niederösterreich. Es war ein ganz großes Unternehmen, sehr hohe Reputation, keine Ahnung mehr wie ich dahin gekommen bin, irgendwer hat mich da empfohlen. Auf jeden Fall wollten die etwas anderes, wie dann das Ergebnis war. Ich bin da hin und da war die Chefin, die war richtig taff, sie meinte: »So was wollen Sie?« Zuerst habe ich mir gedacht, sonst noch was. »Ich«, habe ich gesagt, »will gar nichts«. Dann ist es losgegangen. Dann hat sich ganz schnell die Problematik rausgestellt, nämlich dass da ganz viel familienintern im Argen liegt. Sie ist die Älteste, ihr Bruder ist jünger, er bekommt den Betrieb, sie darf irgendwelche Personalgeschichten machen, also ewige Kränkungen, Eltern im Aufsichtsrat, also schon allein die familiäre Dynamik nicht ohne. Für mich ist das relativ flott auf dem Tisch gelegen, aber sie wollte, dass ich mit dem mittleren Management irgendetwas mache, weil da irgendwas nicht funktioniert. Mir war nach 10 Minuten klar, warum das nicht funktionieren kann, wenn die vermutlich 6 verschiedene Anweisungen bekommen haben, widersprüchlicher geht's ja gar nicht. Nur weil der Bruder das sagt, sag ich zu Fleiß das, und der Vater kommt noch einmal und sagt »ich aus meiner Erfahrung sage ...«. So geht's zu, das ist unfassbar. Man glaubt es nicht. Und da habe ich dann gesagt, dass das mittlere Management sicher total nett und super

ist, aber ich arbeite da sicher nicht. Wenn, dann arbeite ich mit ihr und ganz oben mit dem Verwaltungsrat. Sie hat dann gemeint »Grüß Gott und sonst noch was? Also, die Probleme haben die da unten und nicht wir.« Da habe ich ihr gesagt: »Nachdem es offensichtlich ist, wo das Problem für mich liegt, sagen Sie zu mir, dass Sie mir ein Schweinegeld dafür zahlen, dass wir das richtige Problem nicht angehen.« Dann ist sie dagesessen, und meinte, dass sie sich das nicht gefallen lässt. Aber dann doch sagte: »Sie sind gut, Sie merk ich mir. Aber jetzt raus bei der Tür.« »Ja, wenn Sie das nicht aushalten, dann gehe ich gerne.« Und dann hat sie mir das noch einmal angeboten, da hätte ich mir eine goldene Nase verdienen können, aber ich habe gesagt, nein. Ich bin nicht so zynisch, ich bin grotten-schlecht, wenn ich das mache, und ich kann nicht irgendetwas machen, wo ich sehenden Auges weiß, das ist nicht das Problem. Trotzdem hat sie mir dann später einen von den ersten relativ großen Aufträgen vermittelt. Sie hat gesagt, ruft den an, aber passt davor auf, was ihr wollt, weil der gefährlich ist. (*Lacht*) Das muss die aber so interessiert haben, dass sie mich angerufen haben. Da bin ich wieder hin und habe Klartext geredet. Die waren aber sehr bereit, selber was zu tun. Wie so oft, oder wie nahezu immer beginnt der Fisch im Kopf zu stinken – es ist einfach leider so. In dem Job ist es sehr

oft so, dass man irgendwelche Aufträge bekommen würde, wo man vollkommen für Arsch und Friedrich irgendwo dahinarbeitet. Ja, und jetzt sage ich mal, die Eigentümer haben die Kohle, und dafür ist eine Ruhe. Und dafür können sie sich aufregen und wahrscheinlich mich auch noch belangen, weiß der Kuckuck, dass ich den Erfolg nicht bringe. Aber der Fehler liegt woanders. Da bin ich relativ frech. Da kenne ich nichts. Und ich merke, dass das unheimlich wirkt. Ja, und das ist so das, was ich hauptsächlich mache. Ich mache keine Trainings, mache ich nicht, das interessiert mich überhaupt nicht. Irgendwo reingehen, da sage ich immer, »kauft euch irgendeine Festplatte«. Nein, wirklich, ich bin ja kein Downloader. »Kauft euch ein Buch, kauft euch eine Festplatte, wenn es um das geht. Mich interessiert das nicht«. Klar, da gehört ein gewisses Wissen auch dazu, aber im Prinzip über reines Wissen ändert sich da gar nichts. Innere Haltungen von den Leuten und das Erkennen von Problemen, Fehler, bisschen eine Selbstkritik, dann geht etwas weiter, sonst geht nichts. Die Methode irgendwohin zu gehen, zu downloaden und ganz schnell zu verschwinden, damit ich ja nicht sehe, dass es nichts bringt, und nach einem Jahr zu kommen und zu sehen, dass sich nichts geändert hat. Die Leute sagen dann: »Sie sind schuld« und das gleiche dann noch einmal anbieten. Das

ist die Methode, die finde ich, unseriös. Und das mache ich auch nicht. Der Rest ist teilweise Knochenarbeit, aber macht Spaß.

Während der ganzen Ausbildung hätten Sie sich jemals gedacht, dass Sie in dem Bereich kommen, wo Sie jetzt sind? Bzw. hat der Bereich etwas mit der Ausbildung zu tun, die Sie vorher auch gemacht haben?

Erste Frage, nein. Definitiv nicht. Hätte ich mir nie gedacht, dass ich in dem Bereich arbeite. War für mich kapitalistisch, »artfremd«, komisch und nein. Die ganze Erfahrung, das ganz Grundwissen ist 80% vom Kapital, was ich habe. Da kommen noch so technische Sachen dazu, aber das ganze Zeug ist alles zu erlernen. Aber jetzt sag ich mal Menschen erfassen, Organisationen erfassen, Teams zu erfassen, und dabei 5% weniger Angst haben, als wie die, das reicht. Das ist mein Motto. Das ist das Wichtigste. Das ist für mich das Wichtigste überhaupt. Das ist eigentlich so das Grundmodell, also das Grund-Grundmodell, ich habe schon ein bisschen mehr, aber das ist das, mit dem ich reingehe. 5% weniger Angst. Das kann ich haben, weil ich komme von außerhalb. Ich werde nicht gefeuert am nächsten Tag. Aber ich kann die Sachen anreden. Dann sehe ich, wie es sie reißt, und sobald es sie reißt, weiß

ich »Ja ok, es bewegt sich was«. Und wenn ich drinnen sitze und die schnarochen über den Tisch weg, dann weiß ich ganz genau »Tschüss, da kann ich gleich gehen«. Das muss man schauen: Was ist da? An was hapert es nun wirklich? Ist tatsächlich das, dass die Sekretärin vor 6 Wochen das ... Das ist es nie. Das sind ganz andere Sachen. Und da bringt mir meine Ausbildung wahnsinnig viel. Mir. In ganz vielen Bereichen verschweige ich meine Ausbildung, außer sie verlangen sie natürlich, gibt es auch genug, aber ich sage das nie mehr dazu. Also wenn die hören Psycho, das ist Panik. Nein, ganz klar. Wirtschaft, die haben nie mit dem zu tun gehabt und jetzt kommt der spinnende Seelenklempner daher. Da kann ich hundertmal sagen, es geht nicht um das. Wir machen irgendwelche Strukturgeschichten, irgendwelche Ablaufpartien oder irgendwelche Teamentwicklung, das interessiert die nicht. Die sehen nur Psycho. Da sitzen sie drinnen und schauen, »Nein, bitte«, und dann kommt wirklich einmal ein Thema, das in die Psychologie reinspielt und dann ist es aus. »Ja, wir haben es immer schon gewusst, Sie, jetzt kommen Sie. Davor tun Sie so ...« Ich sage es gar nicht mehr. Es bringt nur Verwirrung und es baut nur einen Widerstand auf, der eigentlich nicht sein müsste. Und man muss den Leuten haarklein erzählen, was man macht, dass das nicht Psycho ist. In dem Sinn bringt es mir wahnsinnig viel. Also

im Sinn einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Ich bin einer von den wenigen. Ich arbeite mit ein paar Kolleginnen und Kollegen zusammen, die haben diesen Hintergrund nicht. Aber es laufen ganz viele Zuschreibungen natürlich, »du siehst das natürlich, du kannst das.« Ganz klar. Das kommt von denen. Und ich denke mir, »ja gut, scheint so zu sein, dass ich das kann, wenn ihr das nicht könnt. Weiß ich ja nicht, ob ich es kann, aber ich probiere es wenigstens«. Also auch da die 5% weniger Schiss. Das ist alles. Aber dass das der mittelfristige Endpunkt ist, von dem was ich gemacht habe, auf keinen Fall. Überhaupt nicht. Absolut nicht. Ich wäre eher so der Typ gewesen, der gratis Psychotherapie anbietet. Das hätte mich interessiert.

Würden Sie den Ausbildungsweg, den Sie gemacht haben, noch einmal machen?

Nicht leicht. Ich glaube ich würde mir das Psychologiestudium ersparen. Das war, ja, wenn ich so zurückschaue, das hat zu dem, wo ich jetzt bin, am wenigsten beigetragen. Leider am wenigsten. Da war der Gitarrelehrer noch wichtiger, weil du da irgendwann vorne stehst, und die Schüler drinnen sitzen, obwohl du selber vor drei Jahren drinnen gesessen bist und dir denkst, das gibt's ja nicht. Da schau ich rein und die sitzen genauso drinnen, wie

ich. Die sitzen drinnen und müssen es bringen. Das hat mir viel mehr gebracht, da denk ich sehr oft heut noch zurück, wenn ich mit irgendeiner Gruppe zu tun habe, da denke ich an das zurück. Aber das Psychologiestudium würde ich nicht mehr machen. Da würde ich etwas spezifischeres Kürzeres machen. Was weiß ich. Wirtschaftspsychologie interessiert mich vermutlich auch zu 90% nicht, aber es ist wenigstens schneller vorbei. (*Lacht*) Der Rest passt, würde ich noch einmal so machen. Als ich da angefangen habe mit der Psychotherapieausbildung, das fällt mir jetzt ein, ist ganz interessant, da muss ich auch schon unheimlich »g'scheitelt« haben in die Richtung, weil da hat sich eine Organisation gegründet in Österreich, und die haben mich angeschrieben, ob ich da mitmache in der Gründung. Da ist es um Organisationsentwicklung damals schon gegangen. Da habe ich das Wort gekannt und mir gedacht: »Geht's denen noch: ich?« Da habe ich abgesagt. Das war so eine ganz irre Mischung. Erstens habe ich mich wahnsinnig geehrt gefühlt. Zweitens ist mir furchtbar der Reiß gegangen, dass die draufkommen, wie blöd ich noch bin, so ungefähr. Drittens war das Alter. Da war ich 23/24. Ich habe mich nicht getraut. Es war gut in der Zwischenzeit. Also ich sehe jetzt Kolleginnen und Kollegen, die so mit Mitte 20 probieren und das ist einfach so viel schwerer,

wenn man so jung ist. Du kommst rein zu irgendeinem Boss, bis der dich ernst nimmt, da musst du doppelt so viel tun, wie ich. Das ist ein Fakt. Und als Frau noch mal mehr. Das ist zack, aber es ist ein Fakt. Ich habe mit Kolleginnen gearbeitet, die haben mir gesagt, wie die Zuschreibungen laufen. Sie sind der Mann für's ... und mit dir tun wir ein bisschen flirten. Es ist ganz schwer. Ich hätte mir das nie gedacht. Nie. Aber mit 40 ist es gegangen. Da habe ich auch das innere Selbstbewusstsein gehabt, dass ich mir gedacht habe, »ich geh jetzt da rein, das traue ich mich schon. Erzählt ihr mir was ihr wollt. Ich bin 6 Jahre auf der Couch gelegen, und in Bezug auf Angst geht's mir sicher besser wie euch«. Das ist so eine Hypothese. Ich denke mir, wenn ich mit 25 gleich viel gewusst hätte wie dann mit 40, ich hätte nicht Fuß gefasst. Es wäre zu früh gewesen. Ist so meine Meinung. Das war so ein Gespür damals, wo ich mir gedacht habe: »Nein, da verschieß ich mein Pulver.« Das habe ich wirklich so ad acta gelegt und plötzlich ist es dann wieder gekommen. Zehn Jahre, fünfzehn Jahre später. In dem Sinn denk ich mir schon, ich bin da, wo ein Teil von mir immer hinwollte. Aber das mit der Psychologie tät ich mir sparen.

Sie haben schon ungefähr geschildert, was Sie an dem Beruf reizt. Was macht Ihnen am meisten Spaß an Ihrer Ar-

beit? Oder wo können Sie am meisten für sich mitnehmen vielleicht?

In dem Bewusstsein, dass sich das immer wieder bestätigt. Es nützt nichts, Strukturen zu ändern. Zuerst müssen sich die Personen ändern – mindestens parallel. Das heißt man muss an Grundhaltungen arbeiten. Das ist oft ein bisschen wie aufklären. Dass man den Leuten sagt: »Schauen Sie, es läuft so und so«. Sobald man das in Sprache bringt, böse gesagt, auf die Welt bringt, ist es da. Da können die Leute etwas damit anfangen. Das heißt man bringt so eine Struktur in eine Magie rein. Das läuft bei uns einfach so. Drei, vier Wörter und dann schaut das ganz anders aus. Und da ändert man auch Personen, Einstellungen, aber zuerst bei den Verantwortlichen selbst und dann kann man weitertun. Und das ist das Faszinierende für mich. Wenn man irgendwohin geholt wird und es heißt: »Ändern Sie mir die und die Struktur«, dann sage ich »nein«. Dann heißt es »wieso nicht«. Dann sage ich, »weil das nichts bringt«. »Das gibt's ja nicht«. »Ja schauen Sie, können Sie sich in zig Studien anschauen, das Kotzwort der Nachhaltigkeit halte ich eh schon nicht mehr aus, aber es ist wahr, es bringt nichts. Ich kann Strukturen ändern wie ich will. Im schlimmsten Fall beweisen mir all meine Angestellten, dass sie das nicht wollen. Und die beweisen mir das

und dann sitzt du als Boss am kürzeren Hebel. Du kannst alle rausschmeißen und es bringt nichts«. So lange das nicht nachvollziehbar ist für die Leute, geht das nicht, das kann man nicht machen. Das ist das Tolle, das zu sehen, dass man sehr viel über Sprache Situationen strukturiert. Den Leuten das klar macht, über das Haltungen in Bewegung bringt und über das jetzt auch ein Verhalten verändert. Aus dem raus ergeben sich Strukturveränderungen. Das ist toll. Das fasziniert mich wahnsinnig. Ich weiß das dauert, das wird dauern. Ich kann das durchdreschen, die Zettel hinlegen und damit sagen, ab morgen ist es so und so und so. Und dann gehe ich. Das schau ich mir an. Das geht nicht. Was ich unheimlich gerne tue, ist die richtigen Menschen zum Denken bringen. Das ist für mich das Tollste. Ich glaube, es macht sich kein Mensch eine Vorstellung wie wenig Top-Chefs denken. Nachdenken. Keine Zeit. Die haben Zeit zu tun, da geht's ab. Die sind nur im Hamsterrad – das und das und das. Da der Termin und da und da ... Vor so einem hinzusetzen und fragen: »Was ist denn los?«. Der hat da keine Ahnung. Oder dem zu sagen, dass er jetzt einmal zehn Minuten über die Produktion nachdenken soll. Da war nichts. Keine Zeit zum in Ruhe über bestimmte Dinge nachzudenken. Die Leute zu stoppen, die wirklichen richtigen Themen zu fragen und nicht

mehr runter zu gehen. Wenn dann nicht nur Druck von mir ist, sondern so ein gegenseitig gelenktes Gespräch, dann merken sie mal, dass sie am Zug sind, ja, über das, da tun wir weiter. Das ist das unheimlich Tolle bei der Arbeit.

Das Miteinander?

Das Miteinander und Ebenen anzubieten und von denen nicht mehr runterzugehen. Das tut ihnen so gut. Redet ja keiner mit denen. Kein Schwein redet mit ihnen. Die Frau zu Hause – die Arme, oder die Kinder. (*Lacht*) Nein, aber Fakt ist, dass der ins Kaffeehaus geht, und was soll der sagen. Am Nebentisch sitzt einer von der Konkurrenz, da sitzt der, mit dem er irgendetwas zu tun hat. Das ist eine ganz eigene Welt. Diskretion ist in diesem Job nahezu alles. Und wenn die einmal das Gefühl haben, sie können reden, da fangen sie dann auch wieder zu denken an. Das ist das Schöne. Eines noch, das ist so ein schönes Beispiel: Das war eine große Firma, wo ich Nachwuchsführungskräfte entwickelt habe. So über eineinhalb Jahre 15-16 auf einmal, unheimlich toll. Das hat mir dann gefallen und da komm ich auch zu dem zurück, was ich ganz am Anfang gesagt habe mit der Gratispsychotherapie. Vorbei gewesen, mit Zertifikat abgeschlossen, super. Da war ich total stolz. Das ist einfach unheimlich gut gelaufen. Und drei Tage später, weiß

nicht, wie die dazu gekommen ist, hat mich die Frau angerufen von einem Absolventen und hat sich bei mir bedankt, dass sich ihr Mann so geändert hat: Der ist ganz anders mit den Kindern, ganz anders mit ihr. Der kann Job und Privat trennen und so. Da habe ich sie auch geprügelt wie verrückt in die Richtung. Und da bin ich dagesessen, und wie ist das schön oder? Das ist ja wohl das Lässigste, was es gibt. Dem geht's gut im Job, die Oberbosse haben überhaupt nur mehr eine Freude gehabt, weil es so gut gelaufen ist, und jetzt ruft mich die Frau auch noch an, das geht bis zu den Kindern durch, dass der sich nicht weiß Gott wie verändert hat, aber halbwegs in den Griff bekommen hat. Und dann ruft mich die an und sagt danke. Das war so super schön. Das sind so die Sachen, da wo ich mir denke, ja. Da sieht man wieder auch, wie sich die Person in Bewegung setzt. Das ist vollkommen Wurst ob es das Umfeld ist – beruflich oder privat. Das ist gleich. Wenn man die in Bewegung setzt und das halbwegs intelligent macht, kommt was Gutes raus. Da bin ich auch dagesessen, und in diesem Job, das glaubt mir ja keiner. Aber es ist so. Und es schließt sich ja nicht aus, dass es den Leuten halbwegs gut geht. Ich meine, Anforderungen sind exorbitant, wenn man so schaut, logisch. Überall. Aber es schließt sich nicht aus. Man kann gut arbeiten, und es kann einen halbwegs gut gehen dabei. Das ist auch

so ein Mythos. Folgt, tut ihr Ameisen, pressen, Druck, das brauchen die Leute nicht. Die meisten brauchen das Gegenteil. Ein bisschen eine Luft und ein bisschen Eigenverantwortung. Da sind wir dann mitten im Geschehen. Da muss man dann auf die Bosse warten, wie die, es ist so. Und sie sind irre flott. Das muss ich wirklich sagen. Das ist auch etwas, das mich unheimlich fasziniert. Wenn es um die Wirtschaft geht. Ich mach ja noch so einen Sozialbetrieb in Südtirol. Das ist unfassbar, wie zack das ist im Verhältnis zu dem, weil es ganz anders ist. Das ist, da wird vielmehr geredet und diskutiert und noch einmal. Also, da gibt's viel mehr Bedürfnisse ...

... zwischenmenschliche?

Ja, das haben die einen auch, aber die sind in der Wirtschaft, und da wird gleich getan. Da muss man eher aufpassen, dass sie nicht sofort alles tun, sondern sie zu beruhigen und im Vorhinein zum Reden bringen. Es ist unglaublich, wie die anzerren. Und da sagen wir, ok, bis zum nächsten Mal. Auch gut, wenn ihr zu viert das und das macht. Am nächsten Tag ist das Mail da. Unten steht, er hat es allein gemacht, weil das dauert ihm zu lange, bevor er sich mit die einen drei zusammen sitzt. Das ist jetzt natürlich das krasse Gegenteil. Und so im Sozialbereich komme ich hin und es erklären mir 4 Leute,

warum nichts passiert ist, warum sie es nicht geschafft haben. Weil ja usw. Das ist jetzt ganz polarisiert gesagt. Also, die einen sind verhaftet im Reflektieren und die anderen im Handeln. Das ist auch so eine interessante Geschichte. Für mich ist das Handeln einfach lässig. Ganz klar. Kommt auch von dem, dass ich viel Psychotherapie gemacht habe. Weil ich mich ja nicht einfach hineinsetze, und jetzt tun Sie mal, das geht ja nicht, da geht's um ein ganz anderes Bezugssystem, das sich daraus entwickelt und nicht aus dem, dass der tut, was ich will. Das ist in dem Job natürlich schon lässig, weil auf Grund von dem, dass das am Anfang ganz klar ist, dass ich in Bezug auf das und das Thema das Sagen habe, sage ich den Leuten ganz einfach machen, machen. Und die machen. Und das ist toll. Das ist ein gutes Gefühl.

Welche Werte und Kompetenzen, täten Sie sagen, sind für Sie in diesem Berufsfeld ganz zentral. Also Sie haben eh schon einige angemerkt, und gelingt es Ihnen auch immer, diese anzuwenden und umzusetzen?

Ab und zu scheitert es in der Umsetzung, dass ich ungeduldig bin. Das weiß ich, aber es passiert mir. Jetzt sage ich mal, der zehnte Betrieb kann ja nichts dafür, dass ich neun Mal davor das Gleiche gehört habe. Und ich komm rein, und ich fahre den an, so in die

Richtung, »sind Sie wahnsinnig?« Der weiß das ja nicht. Ich weiß das schon lang. Das ist mir schon klar. Aber dass ich das alles schon davor erlebt habe, da kann er nichts dafür. Das ist so. Das ist das Problem. Hundert Prozent ist Haltung. Was hast du noch gesagt? Werte. Ich glaube das ist ganz, ganz wichtig. Es nützt nichts, wenn ich den Leuten mit Luhmann komm, denn die haben andere Sachen zu tun, die sind Techniker, Superproduktionschefs, die sind Wahnsinnsverkäufer, die sagen, »aber sonst geht's auch noch. Und was soll das jetzt mit mir zu tun haben?« Das heißt, man muss die Sachen runterbrechen, ohne dass man jetzt die Inhalte weiß Gott wie verhunzt. Das ist nicht leicht, aber es geht. Man wird selber gezwungen, so grundlegende Geschichten für sich selber zu überlegen, die mitteilbar sind und die auch jeder kapiert. Eine grundlegende Geschichte ist für mich Wertschätzung. Klingt ein bisschen kitschig, aber Wertschätzung fängt bei mir selber an, also ich mir selber gegenüber. Ich mache nicht irgendwelche Dinge. Dann kommt die Wir-Geschichte. Zu beachten ist, dass ich mich nicht verleugne, ich will euch nicht so gefallen, dass ich mich verleugne. Aber ich muss mir auch nicht so gefallen, dass ich sage, das ist mir jetzt vollkommen Wurst. Und das dritte ist immer das Thema für mich. Wertschätzung dem Thema gegenüber. Wenn ich das erkläre,

dann sitzen sie alle schon da und sagen, »das wird nicht so schwer sein«. Und dann kommst du rein in die erste Besprechung und der Boss sagt, »die gehen mir so auf die Nerven in der Produktion, die werden wir schon«. Dann sage ich »so geht das schief. Wo bleibt da die Wertschätzung dem gegenüber«. Dann kommst du zum nächsten Betrieb, »Mei, die tun mir so leid. Na, furchtbar, und die müssen so viel in der Produktion arbeiten«. Dann sage ich, »und? Entschuldige, dann sperren wir den Laden zu und machen eine geschützte Werkstätte auf, oder?« So, nur die Balance von den drei Sachen. Das ist so eine Grundhaltung, die ist, ich weiß nicht, da gibt es meterweise Theorien, aber das ist so etwas, was ich den Leuten immer sage, so arbeite ich. Man muss den Leuten auch ungefähr sagen, wie man arbeitet. Da kann man nicht daher kommen mit komplizierten Sachen, so wie, was weiß ich, Wertschätzung. Und jetzt mit dem anderen Beispiel, wenn die zu mir sagt, »ok, das haben Sie jetzt ganz genau gesehen mit der Familie, der sitzt im Verwaltungsrat, ich bin da unten, mit dem Alkohol Probleme und mein Bruder da, und ich hasse ihn, weil eigentlich sollte ich.« Und das ganze Zeug, und dann sagt sie zu mir, »und jetzt gehen Sie runter und bekommen, ich weiß nicht wie viele, tausende von Euro indem sie das mittlere Management pseudo ...« Da sage ich, »nein,

nein das ist kein Thema für mich. Thema ist entweder das oder sonst nimm ich mich nicht ernst«. Ich sehe das immer, und wir haben das Thema. Wir machen das Thema oder keines. So kann man es den Leuten ein bisschen aufschlüsseln, um was es geht, weil wenn man dann hinget und sie haben da eine vollkommen falsche Vorstellung, dann sagt der, »ja genau, Wiederschauen. Sie verstehen mich nicht.« Oft geht es schon sehr viel um Dolmetschen, ganz viel Sachen spüren, Katalysator sein und irgendwelche griffigen Geschichten anbieten. Das sind so die Grundlagen. Deswegen sind Werte ganz, ganz wichtig. Und ich glaube, dass man sich da auch gar nicht genug Gedanken machen kann davor. In der Situation ist es natürlich blöd, wenn man überlegen anfängt, was habe ich für Werte. Habe ich auch schon gehabt einmal. Der Chef ist zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: »Herr Schweiger, Sagen Sie mir drei Sachen, an die ich glauben soll.«

Was haben Sie da für eine Antwort gegeben auf die ...?

Na schauen wir, habe ich gesagt, wo die Ihrigen sind. Der erste Wert ist einmal der, dass die Lösung anscheinend immer außerhalb von Ihnen liegt, weil sonst täten Sie mich nicht fragen. Dann komm ich immer mit dem natürlichen Reflex nach dem Strohalm

zu greifen, der außen hängt. Es gibt ja nicht umsonst das schöne Sprichwort. Es schaut jeder zuerst nach außen. Ist natürlich ein Wahnsinn, wenn ich die Personalverantwortung habe. Und das war ein Typ, der 2000 Leute unter sich hat. Das geht nicht. Das war meine Antwort. Aber den habe ich schon relativ lange gekannt, sonst würde er sich nicht trauen, so eine Frage zu stellen. Ich vermute, dass er meine Antwort eh schon gewusst hat. Aber er hat es eben probiert. Fragen darf er ja.

Gibt es bei Ihnen so was wie einen typischen Alltag, Arbeitsalltag? Gibt es den überhaupt?

Eigentlich nicht, nein. Ich habe schon meine Setzkästen und meine Bausteine, aber dadurch, dass ich eigentlich alles maßschneidere, auf Deutsch gesagt, also ich gehe nicht mit einem Modell hin und sag, das passt für fünf Firmen, das ist ein Schwachsinn. Das kann es nicht sein. Da sind wir wieder bei dem, da nimm ich die Typen nicht ernst, auch die Firma nicht, auch die Probleme nicht. Da kommt jetzt der Schweiger, der Wunderwuzi, und hat irgendeine Tüte, die schüttet er über alle aus und dann wird das schon. So geht's leider nicht. Es ist viel Kopfarbeit, viel einlassen. Aber in dem Sinn Arbeitsalltag ... Viel unterwegs ist man. Das ist es, das kann ich sagen ... Viel Fahrerei. Das ist ganz klar.

Die werden nicht zu mir kommen. Erstens will ich das gar nicht. Und zweitens ist es spannend, in die Firmen selber reinzukommen. Das zu sehen ist spannend. Und da muss man hin. Auch sind es relativ viele Wochenendgeschichten. Reine Kohlepartie. Wenn ein Produktionsleiter einen halben Tag bei mir sitzt, »na super«. Wenn es gerade nicht gut funktioniert. Das ist alles so viel Geld. Und da koste ich gleich doppelt und dreifach so viel. Der Auftraggeber ist der Boss. Rechnen können die. Also da muss man schon einen unheimlichen Chef erwischen, der sehr an diese Sachen glaubt. Gerade in Firmen, wo ich ja davor gesagt habe, wegen den Nachwuchsführungskräften, ich meine, das sind 16 Leute, die aus dem Betrieb raus sind. Die weitesten sind von Magdeburg runtergefliegen, die einen kommen aus Deutschland, die anderen aus allen Betrieben einfach zusammen. Da ist der Produktionsleiter weg, da ist der Vertriebsleiter weg, das ist schon heftig. Und dann verlange ich noch. Das ist nicht ohne. Viel Eisen eben, Wochenenden sind viele in Gefahr, und ich brauch relativ viel Eigendisziplin. Hätt ich mir nie gedacht, weil wenn ich jetzt da alleine sitze, das ist Arbeit. Oft setz ich mich mit einem Kaffee in die Küche raus, und ich finde sicher eine Zeitschrift, die mich auch interessiert oder ein Buch. Und sich da disziplinieren, das ist schon heftig. Wobei, da hilft einen schon die

Angst. Die kommt schon dazu. So in gewisse Bereiche, mit gewissen Leuten oder zu gewisse Themen einfach, ein Fehler, und das ist nicht mehr witzig, da bist du weg. Und so ist es nicht, dass es so viele gibt. Das geht die Runde in null-komma-nichts. Das sind schon immer solche Sachen ... Sitzt dich besser noch einmal hin und geh es noch einmal durch das Ganze. Das ist schon ...

Die Angst ist verbunden mit der Verantwortung?

Ja, das sind auch teilweise ganz heiße Geschichten. Also, wo es dann wirklich, was weiß ich, um ja ... Ein Beispiel, wo sich die drei Eigentümer so was von zerstritten haben, ganz verzwickte Geschichte, und der eine steigt aus. Super. Und der Schweiger sitzt da, und ich weiß, wenn der aussteigt, der nimmt ein Drittel von der Kohle mit. Das heißt Kapitaldecken (»pffff«) – geschrumpft, das heißt, da waren tausend Leute einfach auf dem Spiel. Das sind dann schon schräge Sachen. Dann sitzt du da in irgendeinem Konferenzsaal um zwölf die Nacht, mit drei so Leuten und diskutierst um tausend Arbeitsplätze. Da wird es dann schon heiß. Aber total lässig. Bei solchen Geschichten eben gut vorbereiten. Wenn ich mit dem Auto heimfahre, kommt es dann. Im Konferenzraum drinnen bin ich sicher, aber dann, »Scheiße, wenn das jetzt schief

gegangen wäre ... Dann hätte es keiner gewusst, dass ich es gewesen bin. Oder dass ich es nicht gerettet habe. Aber ich weiß es«. Das ist nicht witzig. Das sind dann oft Sachen, aber eben Alltag wenig: Wochenenden, Nächte, oft Einzelgeschichten, wo ja, was weiß ich, einzelne Leute, die in Deutschland irgendwo arbeiten in einem Betrieb, wo ich was getan habe, nach Italien fahren oder sonst wohin und vorbeischaun oder mich anrufen: »Sie täten gerne wieder einmal eine Stunde reden.« Da ist Flexibilität gefragt. Aber so ist der Alltag. Selbstdisziplin, kopfen, denken ... Ein paar Module habe ich, sicher, die Zeichnungen, ich zeichne dann irgendwo, aber das muss ich nicht jedes Mal wiederzeichnen, aber sonst gibt es eigentlich ganz, ganz wenig Routine. Das ist auch etwas, das mir unheimlich gefällt. Das fängt beim Anziehen an, so, heute in der Früh bin ich nach Bruneck gefahren, in so eine Fachambulanz, mit Traum Welcome-Home, mit fünf Psychologen und zwei Ärzten und einem Geschäftsführer und so, lässig ... aber wie ziehe ich mich an, wenn ich zu denen gehe. Nein, spannend, und das Abschalten ist oft etwas schwer. Aber ja, das bin ich. Das ist nicht der Job, das bin ich. Jetzt, was weiß ich, nachdem die tausend Leute nicht entlassen worden sind, du kommst einfach nicht ins Bett, da bin ich im Kreis gelaufen, hier in der Wohnung, boah, nur die Angst, alle

Szenen durch, was schief gehen hätten können ... Aber es ist unheimlich toll, sehr, wenn es gut läuft, dann ist es unheimlich energetisierend die ganze Geschichte. Auch mache ich Ausbildungsblöcke, so 3 Tage 10 Stunden durch, und das mache ich mit einem Kollegen, und mit dem noch 2 Stunden reden am Abend. Das ist kein Thema. Auf am nächsten Tag um 6 Uhr, so wie ich sonst nie aufstehe, also das gibt unglaublich viel Power und Kraft, wenn man drinnen ist mit den Leuten, wenn die Anbindung mal da ist, ganz ein lässiger Flow.

Welche Wünsche, Hoffnungen und Zukunftsprognosen sehen Sie in Bezug auf Ihr Berufsfeld?

Der Wunsch ist ganz klar, der war für mich immer schon da. Nein, stimmt nicht; immer nicht, aber der hat sich entwickelt. Der Wunsch ist eine »Warteliste«. Das ist einfach fein. Weil es natürlich Sachen gibt, die unheimlich toll sind und manche, wo du dir denkst: »Bist du narrisch. Warum tue ich mir das an?« Das interessiert mich ja doch, aber da wählen zu können, das wäre sicher super. Erwartungen: Nicht stehen bleiben darf man in dem Job. Also, ich glaube, das Tödlichste ist da eine Selbstgefälligkeitsentwicklung. Das ist ganz gefährlich. Die habe ich wirklich so bei den Basissachen, muss ich schon sagen,

aber eben nicht stehen zu bleiben. Weiter ... Überlegen ... Sachen noch einmal zu finden, wo man komplizierte Sachen, die ich im Kopf habe, einfacher vermittelt. Oft noch reduzierter mit den Leuten umzugehen. Klein. Also das sind so die Sachen. Krise, Wirtschaftskrise und so spürt man schon ein bisschen, aber das sind eher so die Leute, die mich eh nicht wollen. Die Trainings und so gehen zurück, ganz massiv. Ganz große Firmen, die so Trainings anbieten, die haben gewaltige Einbrüche, also z.B. gibt es da eine Riesenfirma. Die haben 60.000 Berater weltweit. Die haben 85% verloren. Das ist aber eben das. Kommt zahlen und weg. Das bin ich nicht, deswegen spüre ich das nicht so, muss ich sagen. Aber das ist schon immer wieder ein Thema. Ganz klar. Logisch. Und die Erwartungen sind ... es ist in dem Bereich sehr schwer, Partner, Partnerinnen zu finden, auf die man sich verlassen kann. Das hat jetzt nichts zu tun damit, dass der Mensch ein Biest ist oder was weiß der Kuckuck. Die Verführung ist einfach brutal groß. Sage ich, was weiß ich, ich mache das mit den 16 Führungskräften und hole da meinen geliebten Partner an Bord. Das läuft wunderbar dahin. Irgendwann kommt der Chef und sagt: »Herr Schweiger, was ich da höre an Rückmeldungen ... (die sind beinhart; die füllen ihr Zeug aus und so) Sie sind da besser, machen Sie

mir doch das noch dazu und in Zukunft machen Sie das allein. Sie bekommen die gleiche Kohle.« Diesen Partner musst du zuerst einmal finden, der dir da nicht so zufällig irgendwie das einfach wegschnappt. Der dann dasteht und sagt: »Nein, das mache ich nicht.« So, das sind so Kleinigkeiten. Der das Prinzip kapiert, die Auseinandersetzung muss davor laufen, und mit dem geht's teilweise zu. Das ist eher off record, wo man einfach sagt: »Gas geben!« Und zwar nur mit dem einzigen Ziel, dass man dann, wenn wir da drinnen sind, und das ist schon teilweise eine heftige Dynamik, dass man da nicht gespalten wird. Weil das ist eine Grundtendenz von, jetzt sage ich einmal, einer Organisation, wo es hapert. Jetzt kommen die zwei, und es läuft wirklich eher so halb bewusst, und solange wir die in Bewegung halten, müssen wir uns nicht rühren. Wenn man das nicht reflektiert und das nicht wirklich gut durchcheckt am Anfang, bist du dran. Das klassische Resultat ist: Die sitzen alle so drinnen und wir schlagen uns in der ersten Pause die Köpfe ein: »Wie hast du das sagen können, bist du wahnsinnig!«, und so ... Dann haben sie es geschafft, dann ist der Konflikt delegiert an uns, und sie rühren sich nicht. Wir rühren uns wie die Henker. Und da jemanden zu finden, der das kapiert, der das auch aushält, dass man davor das mal durchcheckt und sagt, »wenn du ..., dann reiße ich dir

den Kopf ab und umgekehrt auch ...« Und wer folgt wem bei welchem Ding. Und wenn ich das sage, dann ist Schluss. Das sind schon ganz brutal wichtige Sachen. Also da verlässliche Partner zu haben, ist etwas sehr Wertvolles, etwas Tolles und da sollte man gut drauf aufpassen. Ganz gut. Weil ich habe da schon super Erfahrungen gemacht, wo dann plötzlich ein ganzer Betrieb weg war, inklusive Partner. Nie mehr etwas gehört. Gott sei Dank! (*Lacht*) Aber das ist jetzt glaube ich nicht die Antwort auf die Frage gewesen, oder?

Doch schon auch. Erwartungen, aber generell dann auch, das waren Ihre persönlichen Eindrücke, Erwartungen, aber so wie das Berufsfeld dann auch selber, sehen Sie da irgendwie zukünftig die Nachfrage, wenn man das so sagen kann?

Ja, ja, sicher kann man das so sagen. Ich glaube, die Nachfrage geht sehr, sehr weg von den reinen Trainings. Geht hin, ... eben deswegen habe ich das davor gesagt. Geht hin so in Richtung, wenn schon, dann sollte das nachhaltig sein. Wenn man schon was investiert. Und jetzt geistert der Riesenbegriff durch die Gegend. Und ich habe so das Gefühl, rund um den Begriff herum haben sich so ganz verschiedene Modelle entwickelt. Jeder ist gleich nachhaltig. Das ist so die Richtung. Ich glaube, dass es

ganz, ganz stark diesen Weg geht. Blöd gesagt, so ganz digitale Modelle. So »Input-Output« und dann spaziert das. Es geht eher in die Richtung, ganz viel. Und das (sucht nach einem Buch) könnt ihr euch einmal anschauen. Nein, jetzt habe ich es verliehen, wieder einmal, aber ist egal. »Scharmer« heißt der Typ, der hat ein Buch geschrieben, das heißt »Theorie U«. Da könnt ihr mal reinschauen – sensationell interessant. Gilt jetzt für alle Bereiche. Der ist am »MIT – Massachusetts Institut of Technology« einer von den Professoren für Organisationsentwicklung. Toller Typ! Ich habe mal mit dem geredet, zwei Stunden lang. Lässig. Und es geht eben darum, wenn da »U« ist (zeichnet auf einem Blatt Papier die einzelnen Phasen auf), dann sehen so die verschiedenen Phasen aus: Oben ist »runterladen«, dann kommt »diskutieren«, dann kommt »reflektieren« und dann kommt das »Wahrnehmen eines gemeinsamen Problems oder eines gemeinsamen Ziels«. Und hinten geht's dann rauf in Richtung wie »materialisiert« man das mit Arbeitsschritten usw. Ist ein ganz interessantes Modell und ich glaube, dass in der Zwischenzeit ganz viel in die Richtung geht. Weil so die ganzen technischen Krücken, die bringen es nicht mehr. Und wenn man jetzt mit den Leuten wirklich redet: Es wird alles schneller, es hat keiner mehr irgendeine Chance, einen Überblick

über irgendeine Entscheidung zu haben. Das ist schlichtweg unmöglich. Das ist Surfen auf höchstem Niveau. Also die kommen alle auf 8-Meter-Wellen daher, die Guten. Aber der weiß, dass er surft. Der weiß, dass er nicht am Strand steht, sonst erschlagen ihn die Wellen. Da werden Entscheidungen gefällt, die da ansetzen, wo es nicht drum geht, ob ich morgen eine grüne Wand habe oder eine weiße. Da geht es um Arbeitsplätze, um Kohle und um Existenzen. Das ist irre. Und die fällen in der Brandung die Entscheidungen. Und da ist dir das ziemlich Wurst, ob die Excel-Tabelle blau oder grün ist oder ob da die drinnen steht oder das noch einmal nachfragt. Um das geht's nicht mehr. Das kann jeder Computer besser in der Zwischenzeit. Also gehen tut es in Zukunft ganz viel um »Orientierung«. Ganz, ganz viel um Orientierung. Und ich glaube auch, um eine »Qualität im Dialog«. Ein paar Leute rund herum, um das geht es ganz viel. Das merke ich an allen Ecken und Enden. Das ist etwas vom Zentralen, und da ist die Sprache genial. Da kann man unheimlich viel bewegen. Und da fehlt es ihnen. Ganz wild. Das habe ich jetzt gerade in Südtirol drinnen mit einer supergroßen Anwaltskanzlei gemacht. Total toll. Und die haben es ganz klar am Punkt gehabt. Die haben gesagt, »Herr Schweiger, es geht um irgendwelche Fusionierungsgeschichten.« Italienisches Recht, da kenne ich

mich so was von gar nicht aus. (*Lacht*) Die Superkaliber da drinnen, das sind wirklich die »Creme-de-la-Creme der Anwälte«, und die haben gesagt, es geht ihnen aber sicher nicht um das, dass ich ihnen inhaltlich irgendwas erkläre. Da habe ich gesagt, »Da bin ich auch froh, weil da hättet ihr ein Kabarett mit mir.« (*Lacht*) Aber sie haben mich einmal erlebt, und sie wollen, dass ich eine Stimmung herbringe, eine Kultur untereinander, wo sie sich die Sachen sagen können. Traum! Das hat jetzt, also das hat mit Fachwissen innerhalb null zu tun. Da geht's um ganz andere Sachen. Und das ist super gelaufen! Die haben das total überrissen. Sie haben zwar immer gesagt, sie wissen nicht, wie ich das mache, und ich, blöd werde ich sein, und euch das sagen. (*Schmunzelt*) Nein, nein ... ich habe es ihnen schon gesagt, aber da muss man sich noch was überlegen. Und da ganz was anderes. Fünf, sechs Leute, ... betreffen tut es da zehn, da fünfzehn ... Wie bekomme ich die vom reinen »Downloaden«, wie bekomme ich die runter. Da muss ich mir eben irgendwelche Methoden einfallen lassen, total schockig ... Aber das hat super funktioniert. Ganz gut. Und das mache ich jetzt zum Beispiel total gern, da laufe ich auch um zehn die Nacht im Kreis und denke mir, wie tue ich. Was. Und da habe ich ein unheimliches Vertrauen, dass mir da so Sachen einfallen. Da darf man sich nur nicht denken:

»Das kann ich nicht, kommt schon.« Ganz beinhart dabeibleiben. Um was geht es, und dann kommt da schon was daher. Und die haben zum Beispiel ein Ding schreiben müssen, eine Grabesrede über sich selber. Aus der Perspektive vom besten Arbeitskollegen. Also ich schreibe über mich selber, versetze mich aber in meinem besten Arbeitskollegen rein, in einen kritischen privaten Freund oder entweder Vater oder Mutter aus der Ursprungsfamilie – in zwanzig Minuten eine Grabesrede und dann laut vorlesen. Und das mal fünf, und dann ist eine Stimmung da. Da blickt jeder aus einer optimalen Zukunft zurück. Aus einer fremden Perspektive auch noch. Also, die haben nur noch mit den Augen gerollt. Aber das sind Sachen, die fallen mir ein. Wie bekomme ich die Leute dahin, und wenn du jetzt, an dem Punkt wo sie sind, sagst, wie wird es in Zukunft ausschauen. Da denkt jeder und sieht den Punkt und dann kommen die: »Ja, aber!« Und wenn ich zurückschaue, ist das alles schon gelaufen. Und dann umsteigen und sagen: »Ok, wie kommt man jetzt konkret zu dem, was ihr rückwärts gesehen habt?«, ist ganz was anderes. Und dann ist die Stimmung da. So, jetzt Blödsinn, wir müssen da rein, teilweise radikale Geschichten, wo Erfahrung zu lernen ist, ganz, ganz viel. So ein Prozess ... nehmen wir z.B. her, da waren alles Produktionsleiter. Da hat es Aufgabenstellungen gegeben, wie

sie gewisse Sachen strukturieren sollen, und Produktionsleiter sind natürlich sofort am Tun. Da wird zuerst getan und dann gedacht, und irgendwo in der Mitte drin wird das Ziel umgebogen zu dem, was gerade läuft – Kraut und Rüben, aber Hauptsache die Maschine glüht. Das war dann schon irre. Das sind unglaublich gute Leute in diesem Job, nur zum Teil etwas planlos in Bezug auf die Zusammenarbeit. Und diese Gruppe hat sich die Aufgabe gestellt, zusammen einen Apfelstrudel zu machen. (*Schnauft*) So, ... das geht schief. Das haben sie nicht fertiggebracht. Und das klingt jetzt zwar blöd, aber sie waren fertig. Und das hat beinahe einen ganzen Tag gedauert, denn ich habe gesagt, da müsst ihr durch. So lautet die Aufgabenstellung. Eine Antwort darauf war: »Ok, dann mache ich das allein.«, und ich darauf: »Nein, nein, miteinander! Job ist Job!« Das war ein Szenario! Gegenseitig haben sie sich Dinge an den Kopf geworfen, wie: »Haut's ab!«, oder: »Setzt euch hin und lasst mich das machen!« Die einen sind dahin und die anderen dorthin gegangen. (*Deutet mit den Fingern nach rechts und nach links*) Na, bravo! So schaut die Sache aus. Da braucht man nichts mehr dazu sagen. Da wird dann klar, dass es hier nicht um die Optimierung des Ablaufes geht, sondern dass die Leute verstehen, worauf es eigentlich ankommt – auf das Miteinander. Jeder ist

für sich gut in dem, was er macht, aber es kommt auf die Zusammenarbeit an. Diese Gesichter werde ich nie vergessen. (*Lacht*) Die sind dagesessen und hätten mich am liebsten umgebracht, aber die Fakten haben für mich gesprochen. Dann habe ich zu ihnen gesagt: »Am besten geh ich hinüber zum Geschäftsführer und sage ihm, dass es sich hier zwar um 8 Spitzenleute aus der Produktion aus ganz Europa handelt, aber dass sie unfähig sind, gemeinsam einen Apfelstrudel zu backen.« (*Schmunzelt*) Nein, dass hätte ich nicht getan. Aber teilweise muss man eben sehr unkonventionell sein. Diese Vorgehensweise hat nichts mit Sadismus oder Tollerei zu tun, sondern folgt einer ganz klaren Zielsetzung. Denn es macht wenig Sinn, nur dazusitzen und sich anzuhören, was die Mitarbeiter alles falsch machen, oder ihnen vor Augen zu halten, dass sie sich in dieser Hinsicht nicht viel besser verhalten. Anhand dieser Aufgabestellungen sehen sie selbst, woran das Grundproblem liegt. Da muss ich dann gar nichts mehr dazu sagen. An diesem Punkt sehen sie selbst, wo das Grundproblem liegt und reagieren dann meist völlig irritiert und verzweifelt. Man muss ihnen dann meist wieder gut zureden und sie aufbauen. Aber man muss bei den Leuten schon etwas bewegen, auch auf unkonventionelle Art und Weise und mit einem bisschen weniger Angst. Fertig.

Sie kennen das Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft ja durch die Bekanntschaft mit Martin Sendl – wissen Sie auch, welche geisteswissenschaftliche skills man damit erlangt und welche Kompetenzen man in die Berufswelt mit einbringen kann? Wir können für Sie an dieser Stelle gerne auch das Qualifikationsprofil unseres Studiums beschreiben?

Hmm, ich versuche es zunächst selbst. Grundlegend seid ihr mit Kultur, Sprache und deren Reflexion sicher prädestiniert dafür, so etwas wie ein Katalysator zu sein. Das bedeutet, in meinem Berufsfeld wäre das sicher brauchbar, Sachen übersetzen können. Das ist wichtig und das kann ich mir ganz gut vorstellen. (*Pause*) Ich kenne zwei Menschen, die Literaturwissenschaft studiert haben und jetzt in Magdeburg in einer Firma tätig sind. Die setzen diese Kompetenz bei ihren Auslandskontakten ein. Das hat z.B. ganz simpel damit angefangen: »Wie verhalte ich mich in China?« (*Lacht*) Was haben sie dort für ein Kulturbild? Was haben sie dort für ein Menschenbild? Da geht es ja nicht nur darum, wie tief ich mich verneige, Das ist zu wenig. Da muss ich wissen, warum ich das tue. Dann kommt die Situation »17B« und dann stehe ich da und weiß nicht, wie ich darauf reagieren soll. Da geht es nicht nur um die richtige Technik, sondern um ein Vermitteln

von Wissen, um ein Wissen über die Kultur und um Reflexionsfähigkeit. Aber bitte gerne, wie seht ihr das?

Ausgehend von Literatur und anderen Diskursformen, deren kritische Analyse und wissenschaftliche Vernetzung, verfügen wir über Fähigkeiten, die auf verschiedenste kulturelle Bereiche angewendet werden können. Im Laufe unseres Studiums eignen wir uns durch die intensive Auseinandersetzung mit Sprache(n) und Texten eine vielfältig einsetzbare und fundierte Sprech-, Lese- und Schreibkompetenz an. Wir besitzen nicht nur ein fundiertes Allgemeinwissen im kulturellen und geisteswissenschaftlichen Bereich, sondern sind durch die Beschäftigung mit Literatur und anderen Ausdrucksformen der Kunst wie z.B. Theater, Oper, Musik, Film usw. auch dahingehend sensibilisiert, die eigene Kultur zu vermitteln und das Verständnis für andere Kulturen zu fördern bzw. gesellschaftspolitische Entwicklungen zu reflektieren und zukünftige Prozesse in der Gesellschaft zu beurteilen. Wir verfügen aber nicht nur über Kompetenzen im interdisziplinären Arbeiten, sondern auch für die Gestaltung von organisatorischen Prozessen. Aber ich finde, dass Sie es eh schon gut auf den Punkt gebracht haben.

Naja, ein Wort hätte auch gereicht. (*Lacht*) Interdisziplinär arbeiten. Nein, ich glaube, dass es für dieses Profil eine große Zukunft gibt. Es gibt diese eine Bedingung, und dass ist ein sattes Selbstbewusstsein. Ich habe da immer dieses Bild von einem Schuhgeschäft vor Augen und da steht genau ein Schuh drinnen. Jetzt kommt ein Kunde, und da steht ein Damenstöckelschuh in Rot. Bei dem Kunden handelt es sich aber um einen Mann mit Schuhgröße 47. Jetzt geht es nicht darum, ob er in diesen Schuh hineinpasst, sondern welche Schuhe ich ihm anbieten kann. Dass bedeutet, ihr habt sozusagen jede Menge Schuhe auf Lager. Das ist wichtig. Ihr habt nicht den einen Schuh und der Kunde muss damit zurechtkommen. Naja, ihr könntet ihm das womöglich schon einreden, dass ihm der Schuh passt. (*Lacht*) Aber ihr habt auf alle Fälle einen Laden, und da gibt es eine ganze Palette an Möglichkeiten, und ihr sollt euch dessen bewusst sein, dass ihr viel habt und könnt. Das ist viel wert!

Könnten Sie sich vorstellen, dass AbsolventInnen der Vergleichenden Literaturwissenschaft in ihrem Tätigkeitsbereich arbeiten, und inwieweit könnten Betriebe davon profitieren?

Ja, absolut! Es gäbe da sogar einen Teilbereich, der mir dabei in meiner Arbeit immer wieder ins Auge sticht.

Es gibt ja Firmen, die steuertechnisch oder marketingtechnisch über Stiftungen und entsprechendes Kapital dafür verfügen. Ich hatte in einer großen Firma zu tun und kam mit der Firmenleitung ins Gespräch über die firmeneigene Kunstsammlung und wie sie mir gefällt, und mein Gesprächspartner meinte, er hätte da jetzt rund 2 Mio. Euro an Stiftungsgeldern und was ich damit jetzt tun könnte? (*Lacht*) Ich nichts, aber Stiftungsbetreuung oder -beratung für große Firmen wäre vielleicht so eine Tätigkeit. Dieses Geld ist da, und die wissen oft nicht, wie man es am besten einsetzen könnte. Zum Teil gibt es firmenintern Verantwortliche für diese Bereiche, aber bei solchen Sachen wäre es ganz wichtig, wenn sie von einer sachkundigen Person betreut werden würden. Da gibt es relativ viel Geld, wo ich das Gefühl habe, man könnte etwas Sinnvolles damit machen. Das ist ein ganz kleiner Sektor, das ist klar. Dann in großen Firmen, wo es intern und extern ganz viel um Kultur und Kulturaustausch geht und wo viel zusammenläuft. Die Palette reicht also vom »Kulturdolmetscher« bis hin zu solchen Stiftungsangelegenheiten. Mit ein wenig Radikalität könnte man hier schon Gehör finden. (*Schmunzelt*) Oder ganz profane Dinge wie etwa Firmenbibliotheken. In den Bereich kann man auch einmal hineinschauen. Oder Firmen, die ein

Wissensmanagement installiert haben. In diesem Fall wird Wissen z.B. über wichtige Handwerkerbetriebe, Banken oder verschiedene Firmen-Know-Hows technisch in den Betrieben verwaltet, und wenn man hier eine Kulturebene mit einbringt. Das würde alles gehen.

Welche Tipps würden Sie in Ihrer beratenden Funktion angehenden Literaturwissenschaftler/Innen geben, die generell versuchen in der Berufswelt Fuß zu fassen? Worauf sollten diese besonders achten?

Ich würde mir ein Paket machen, wo ich sage, hinter dem stehe ich. Das zeichnet mich aus als Literaturwissenschaftler/In. Und dann würde ich losgehen mit der Perspektive, wie passt der Betrieb A und der Betrieb B zu meinem Konzept und nicht umgekehrt. Umgekehrt ist »tödlich«. Nein, so drastisch ist es natürlich nicht. Die Frage, was kann ich für den Betrieb machen kann, das ist es nicht. Ich würde mich eher umgekehrt orientieren. Ok, das sind meine Kompetenzen, das kann ich gut, das gefällt mir, da weiß ich Bescheid über Sprache und Kultur, und das alles habe ich im Angebot. Ich würde also eher mit der Ausgangsfrage starten: »Passt das zu mir oder nicht?« – und ja nicht umgekehrt. Das ist ganz wichtig, etwas zu haben, wo sich die Firmeneleute entscheiden können, ob sie das

nehmen wollen oder nicht, und nicht hingehen und fragen, ob sie das brauchen, denn die wissen das nicht. (*Lacht*) Da gibt es ein schönes Beispiel: Ein Kunde kommt zu einem Tischler und sagt, er möchte eine Tür. Na, dann bekommt er halt eine Tür. Wenn der Tischler jetzt aber fragt, was er denn gerne für eine haben möchte, eine gotische oder eine solche oder solche, dann kommt was anderes dabei heraus. Und dasselbe Prinzip trifft auf die Absolvent/Innen der Literaturwissenschaft zu. Ich glaube zwar nicht, dass die Firmen so mir nichts dir nichts zu euch kommen, sondern dass ihr einfach hingehet und eure Palette an Kompetenzen anbietet, sozusagen wenn ihr eine Tür benötigt, dann hätte ich hier einen ganzen Katalog. Wenn man als Literaturwissenschaftler/In in der Berufswelt Fuß fassen möchte, dann muss man auch bereits beim Berufseinstieg Dolmetscher und Katalysator spielen. Jeder Betrieb möchte im gewissen Sinne ein kultivierter Betrieb sein, auch wenn es sich hier bei diesem Kulturbegriff um einen etwas anderen handelt. Man muss darauf vertrauen, dass das Paket gefunden wird, und nicht umgekehrt.

Welches Buch lesen Sie gerade?

Von Jonathan Franzen das letzte Buch mit dem Titel »Freiheit«. Kennt ihr das? Habt ihr es vielleicht auch gelesen?

Nein, leider nicht.

Vorher habe ich von Philip Roth das Buch »Mein Mann, der Kommunist« und Fachliteratur gelesen.

Was meinen Sie, inwieweit sind künstlerische und literarische Werte kompatibel mit ökonomischen Werten?

Super spannend, aber schwierig. Ich glaube, die Kompatibilität besteht in der Idee zum Kunstwerk und einer Idee eine Firma aufzumachen. Hier sind viele Berührungspunkte. Da gibt es Bilder, Visionen. Die Durchführung ist natürlich ganz anders. Wenn ich mir das so vorstelle, kulturelle und wirtschaftliche Werte, da ist die Wirtschaft extrem davon geprägt davon, dass der Kunde König ist. Das ist der riesen Unterschied, die Wirtschaft produziert für andere und bei einem guten Buch wird eine Idee umgesetzt unter höchstmöglicher Vermeidung, dass es gefällig ist. Im Gegensatz zur Wirtschaft, die 110%ig gefällig ist, aber die Ausgangsideen sind dieselben. Dann das Bewusstsein, dass das Künstlerische und Schöpferische ein Weg wäre, der die Leute vor allem in der »oberen Liga« weiterbringt. Ich habe ganz viele Anfragen in der Richtung Seminare zu machen, wo man sich sozusagen mal »ausspinnen« kann. Das ist bei denen nicht drinnen. Einmal befreit

zu sein von diesen Produktionszwängen, ist hier eine ganz große Sehnsucht und diese Leute versprechen sich auch etwas davon. Da haben sie einen Bill Gates in der Garage vor sich. Da ist ein Entwurf, das ist wie Kunst. Da stehen Drei da und sagen, das machen wir, das ist ein Traum. Michelangelo wird nicht anders vor seinen Marmorblöcken gestanden sein. Dieser Gestaltungswille ist, glaub ich, die Parallele, die Ausführung davon ist zum einen massiv publikumsorientiert und zum anderen oft leider sehr kapitalistisch ausgerichtet. Ein weiterer großer Punkt ist noch die Angst. Die Angst, die in der Wirtschaft herrscht, dass sie nicht untergehen. Und Angst hat eine Erstarrung zu Folge. Das ist zurzeit schon eher konservativ. Das ist schon der riesen Unterschied zur Literatur. Da muss man nicht nochmal ein Buch schreiben, das es schon gibt, da muss man viel mutiger sein. Das bewundere ich auch, den Mut haben, um sich überhaupt etwas zu denken trauen. Aber die Firmenkultur ist in der Zwischenzeit sehr beharrend und ängstlich geworden, und man muss eher schon mit einer großen Portion unternehmerischen Blindheit ans Werk gehen. Denn da kommt schon der Wirtschaftsprüfer, dann kommt der, und dann wird schon mit einer Standortanalyse begonnen. Und die Begeisterung ist man dann ganz schnell los. An Ideen mangelt es überall. Hier geht es dann wieder darum, in der

Unternehmenskultur eine Kultur zu schaffen, wo man wieder denken kann und darf, und wenn es geht, gemeinsam.

Hat Ihr Tätigkeitsbereich Ihrer Meinung nach auch mit Kunst und Kultur zu tun?

Im weitesten Sinne versuche ich in den verschiedenen Kulturen, die durch die verschiedenen Firmen präsentiert werden, einen Teil meiner Kultur einzubringen. Sich frontal mit denen anzulegen, da hast du keine Chance. Es passiert, aber so die Phantasie, da muss ich alles ändern in diesen Strukturen. Ich kann nur Impulse setzen, und da kann sich auch was tun, aber auf eine Kultur frontal anzusetzen, das geht schief. Da habe ich schon viel erlebt. Soviel zur Kultur, dass andere betrifft die Kunst. Hmm ..., ich lasse die Leute ab und zu einfach etwas zeichnen. Hier greife ich schon auf Sachen zurück, die nichts mehr mit Sprache oder Schrift zu tun haben, sondern sich auf der visuellen Ebene abspielen. Während meiner Ausbildung hatte ich in diesem Zusammenhang ein unheimlich tolles Erlebnis, wo es um »das Erfassen« von etwas gegangen ist. Mein Betreuer, der in der Zwischenzeit leider verstorben ist, hat zwei oder drei Tassen vor mich hingestellt und die sollte ich nun zeichnen. Nach 10 min forderte er mich auf, meine Position zu verändern und

nach ungefähr einer Stunde hatte ich die 360° beisammen. Er meinte: »Du zeichnest hier immer dieselbe Tasse. Wirst sehen, das wird ein ganz schräges Bild!«. Hier geht es um Perspektiven! Solche Kreativprozesse mit einzubauen in Seminare, und im Speziellen so archetypische Sachen, das ist ganz wichtig. Egal, woher die betreffenden Leute kommen, an diesen Punkten werden sie gefordert und machen eine gewisse Bewusstseinsveränderung mit. Dinge bildhaft und sprachlich verrücken. Organigramme zählen z.B. zu solchen Kunstgriffen.

Wenn Sie einen Tag als Lehrender am Institut der Vergleichenden Literaturwissenschaft unterrichten würden: Was würden Sie den Studierenden unbedingt vermitteln wollen?

(Pause) Jetzt so im Schnellschussverfahren bin ich überfragt, dass müsste ich mir durch den Kopf gehen lassen. Hmm, ... ich glaube »Form und Inhalt«, das ist jetzt kein sonderlich aufschlussreicher Titel, aber so etwas würde mich wahnsinnig interessieren, weil man in meinem Job so oft damit konfrontiert ist. Es gibt jedoch Formalismen, die jeden Inhalt töten, und es gibt Inhalte, die jede Form ruinieren. Ein überspitztes Beispiel wäre ein Chef, der bis zur Putzfrau durchgreift und damit nicht nur Abläufe ruiniert, sondern bis zu

einem gewissen Grad auch ein ganzes Gesellschaftsmodell damit beeinflusst. Ein Chef, der mit einer Stoppuhr dasitzt und alles nach einer Exeltabelle erledigt haben möchte, macht auch etwas kaputt. Die Kunst, Form und Inhalt in Balance zu bringen, ist eine Meisterschaft für mich. Ich stehe auf jeden Fall total auf Erfahrungslehre.

Was fällt Ihnen spontan zu folgenden Begriffen ein:

Facebook

Über meine Neffen genötigt, dabei zu sein.

Kapitalismus

Helmut Schmid und die Frage, was er sich 10 Jahre nach dem Mauerfall gedacht hat. Sie haben im Osten alle nach dem Kapitalismus geschrien und jetzt wundern sie sich, dass er funktioniert.

Konkurrenz

Extrem unterschätzt und extrem unter den Teppich gekehrtes Phänomen.

Kulturförderung

Für mich ein schrecklicher Begriff. Er klingt so, als ob ein wesentlicher Bestandteil dieser Welt permanent gefördert werden müsste, weil er unterentwickelt ist. Wahrscheinlich wäre die Förderung besser angebracht, um Politiker dahingehend zu unterrich-

ten, dass sie die Kulturförderung nicht andauernd an den Rand drängen sollen.

Privatleben

Wichtig. Wird immer hedonistischer und kurzfristiger geplant.

Protest

Das wichtigste Mittel gegen Burn-Out.

Subkultur

Extrem wichtig, wird in meinen Augen nur immer kurzfristiger, weil es in meinen Augen oft verkommerzialisiert wird.

Orchideenfächer

Kenne ich nicht. erinnert mich spontan an eine Pekingoper.

Tomas Tranströmer

Jetzt habt ihr mich. (*Lacht*) Literaturnobelpreis; Gedichte; Christoph W. Bauer.

Vergleichende Literaturwissenschaft

Sexl Martin; Zigarren; Whisky; millionenfaches Gespräch von der Metrik der Berge bis zu Kafka und weiter.

Ort: Wohnzimmer von Bernhard

Schweiger, Innsbruck

Datum/Zeit: 23. November 2011, 14:30 Uhr

Das Interview führten MAGDALENA

TROJER und LISA THURNER.